



Echte Schlesier  
Photographie von Max A. R. Brünner in Berlin



# Gleitsche Chronik

REDAKTION: B. CLEMENZ



Die Enthüllung des Bismarckdenkmals in Brieg  
(S. 608)

phot. Gröger in Brieg

### Vom Korpsmanöver des 6. Armeekorps

Immer wieder greift unsre moderne Taktik auf die uns in vielem vorbildlich gewordene Kriegführung der Japaner zurück. Und so werden auch im diesjährigen Manöver unseres VI. schlesischen Armeekorps die beiden hierzu bestimmten Tage, der 20. und 21. September, einen Angriff auf eine befestigte Feldstellung enthalten.

Die nach unglücklichem Gefecht im Rückzuge begriffene 12. Division macht noch einmal in der Nähe des Zobtenberges halt, um sich der nachfolgenden siegreichen 11. Division zum letzten Entscheidungskampfe entgegenzustellen.

Die heranrückende 11. Division ist noch etwa einen Tagesmarsch entfernt, und so hat die 12. reichlich Zeit, die in dem hügeligen Gelände gewählte Stellung mit allen Mitteln der Feldbefestigung zu verstärken. Und wer die verheerende Wirkung eines ruhigen, gut geleiteten Artillerie- und Infanteriefeuers kennt, noch dazu von überhöhdendem Gelände aus, mit den vielen Vorteilen einer vorbereiteten Stellung, der weiß auch, daß der Angriff selbst mit bedeutend an Zahl überlegenen Truppen, auch wenn der Gegner schon einmal geschlagen ist, viel Zeit und Menschenleben kostet, bis er endlich zum Siege führt.

Und da haben nun die Japaner, die den in starken Stellungen verschanzten Russen tagelang gegenübergelegen, zum Heranarbeiten die Nacht benützt.

Und alle Manövergäste und Schlachtenbummler, die in der Nacht vom 20. zum 21. September auf die lodernen Bivakfeuer, die kleinen, braunen Zeltlager und die frischen Klänge der Regimentsmusiken warten, hören und sehen von den alten, schönen, preußisch-poetischen Manöverbildern diesmal nichts.

Auf halber Höhe der Hügel, durch lange Feldderrien hindurch, schmiegen sich, durch das Gelände unterbrochen, nach vorn geschickt maskierte Schützengräben hin. Auf höher gelegenen Punkten, weiter rückwärts, befinden sich die ebenfalls eingegrabenen Geschütze.

Kein Mensch ist zu sehen, kein Kommando ertönt, kein Feuerchein — nichts.

Und doch liegen viele Tausende hinter den geringen Erhebungen und in den schmalen Fildzackalten kleiner Bodensenkungen, auf das Zeichen wartend, das sie lautlos an ihre Plätze führt, um beim ersten Morgengrauen von dort aus den, sich im Dunkel der Nacht herangearbeiteten Gegner plötzlich mit einem Hagel von Geschossen zu überfluten.

In lautlosem Marschieren und Sich-Entfalten gegen die, am Tage durch gewandte Patrouillen aller Waffen genau ermittelte Stellung und Ausdehnung des Gegners, haben sich die Truppenteile des Angreifers im Schutze der Nacht an ihre bestimmten Punkte geschoben. Und während sich die Artillerie in ihren Stellungen einrichtet, die Kavallerie zur Unterstützung des späteren Angriffs nach einem Flügel zusammengezogen wird, arbeiten sich die endloslangen Schützenlinien der Infanterie langsam vor.

Hierbei zeigt sich die Ausbildung und militärische Tüchtigkeit des einzelnen Mannes. Ohne das wachtsame Auge der Vorgesetzten, auf sich selbst angewiesen, sind gerade die Nachtgefechte ein Prüfstein für die hauptsächlich in der Rekrutenzeit anerzogene Disziplin einer Truppe.

Denn auch der Gegner, der von seinen Patrouillen wiederum genau Stärke und Anmarschrichtung des heranrückenden Feindes am Tage festgestellt hat, und dessen zahlreich verstreute Posten längst das Vorgehen in der stillen Spätsommernacht gehört und gemeldet haben, versucht, da ein planloses Hineinschießen in die Dunkelheit zwecklos wäre, wenigstens den jeweiligen Stand des Gegners festzustellen, um sich zu vergewissern, wie weit er noch von seiner Stellung entfernt ist.

Und plötzlich auf einer Höhe ein Flüstern, das leise Rauseln schwerer Schlösser, ein leises Knacken — und kurz darauf saust mit scharfem Pischen eine Leuchttrakte schräg gegen den dunklen Sammet des Himmels, um plötzlich in grell, weithin leuchtender Kugel zu zerspringen.

Sofort richten sich sämtliche Gläser der Beobachtungsposten auf das sekundenlang beleuchtete Gelände, aber der Feind hat gut aufgepaßt. Blichschnell haben sich die Schützen, ihrer Instruktion gemäß, hingeworfen, und als der fahle Leuchtglanz im tiefem Schwarz der Nacht ertrinkt, ist man genau so flug wie vorher.

Aber schon bliken an verschiedenen Stellen der langen Verteidigungslinie die Rateten auf, und schon beim zweiten und dritten Mal sind auf 800—1000 Meter einzelne vorgehende Leute, und später auch ganze dünne Linien zu erkennen.

Und immer weiter schreitet der unheimliche, so ganz der offenen deutschen Art widersprechende Angriff vor, bis plötzlich schon ziemlich nahe vor der Stellung ein leises Klappern und Scharren vernehmbar wird.

„Der Feind gräbt sich ein.“

Flüsternd geht die Meldung von Mund zu Mund durch die schon längst besetzten Schützengräben. Aber noch immer herrscht tiefe Stille.

Da dämmert langsam im Osten ein schmaler heller Streif des andbrechenden Tages herauf, der, ahnungslos den ewigen Naturgesetzen folgend, nicht weiß, daß durch sein Dazwischentreten das Zeichen zum Beginn des eigentlichen Gefechtes gegeben ist. Die Augen haben sich längst an die Dunkelheit und das ungewisse, schattenhafte Frühlicht gewöhnt, und auf einmal donnert von den violettfarbenen Höhen und den tiefdunkelbraunen Schützengräben herab ein prajselndes Feuer auf den nur 400 Meter, bereits in der Sturmstellung, vor der Front eingegrabenen Gegner.

Aber auch der hat nur auf diesen Moment gewartet, und im Verein mit seiner hinter ihm im Walde versteckt stehenden Artillerie führt er hartnädig und, durch das stolze Bewußtsein überlegen, einem bereits geschlagenen Feinde im Angriff gegenüber zu stehen, das Feuergefecht durch, bis auf Veranlassung der Schiedsrichter auf den gegenüberliegenden Höhen und Schützengräben die gelbe Erschütterungslagge mit dem schwarzen Kreuz erscheint.

„Der Feind ist erschüttert.“

Das Feuer steigert sich auf beiden Seiten bis zum Außerersten, die letzten Reserven werden eingesetzt, und unter brausendem Hurra stürmt endlich der Angreifer auf der ganzen großen Linie gegen die Stellung vor.

Aber auch der bricht seinerseits mit versteckt gehaltenen Reserven entgegen, mit hellem Trompetengeschmetter setzt irgend wo an einem Flügel die Kavallerie zur Attacke ein —

„Das Ganze halt!“ — — —

Friedlich lagern Freund und Feind nach der anstrengenden Nacht und den vorangegangenen Märschen beieinander.

Hoch und erhaben steht der Zobten, der alte Vater Schlesiens, blickt ruhig über Tausende deutscher Soldaten zu seinen Füßen, und seine Gedanken schweifen zurück in unermessliche Zeiten, da einst zwei germanische Heerführer, im Bärenfell, auf seinem Gipfel, mit steinernen Schwertern in den fehnigen Händen, die Rechte zweier Völkertämme ausgefochten haben. Hans Herbert Ulrich

### Die Automobilverbindungen im Riesengebirge

Schon lange ist der Wunsch vorhanden, dem mittleren Teile unseres Gebirges den Anschluß nach außerhalb ebenso zu ermöglichen, wie dies bereits seit einiger Zeit mit dem Osten und Westen geschehen ist. Während Schreiberhau wie Krümmhübel, die beiden Fremden-Metropolen im Riesengebirge, durch die Eisenbahn bequem zu erreichen sind, fehlte bis jetzt den anmutigen Sommerfrischen Agnetendorf, Hainund Saalberg, sowie den weiter unten liegenden, doch gleichfalls Fremde beherbergenden Ortschaften Giersdorf und Seidorf jedwede Verbindung. Eine solche zu schaffen, war längst ein Augenmerk vieler Kreise. Da sind die umfangreichen elektrischen Projekte des Herrn de Grain in Hain, die dieses Frühjahr von sich



phot. A. Exner in Warmbrunn

Die Kommission der Automobilverbindung  
Warmbrunn—Giersdorf—Hain

reden machten. Großzügige Verbindungen waren hier über Reibnitz (Bahnhof) - Warmbrunn - Giersdorf - Hain - Brotbaude und Altkemnitz (Bahnhof) - Crommenau - Voigtsdorf - Warmbrunn nach Hain oder Seidorf geplant. Aber das Fehlen der Mittel dürfte auf Jahre hinaus das Problem seiner Verwirklichung nicht näher bringen. Ebenso wie auch die Hirschberger Talbahn sich mit der Absicht trug, die „Elektrische“ wenigstens von Warmbrunn aus nach Giersdorf auszubauen. Diese Projektmacherei brachte dann wieder einen früheren Plan des Herrn Handelskammer-Präsidenten Sattig in Hirschberg ans Tageslicht, nämlich die Einführung des Automobil-Betriebes in unseren Bergen. Eine Interessenten-Versammlung am 23. April in Warmbrunn beschäftigte sich damit. Dieser wohnte auch Herr Kommissionsrat Hadel von der Filiale Breslau der Neuen Automobil-Gesellschaft in Berlin bei. Die Versammlung hielt die Einrichtung des Automobil-Betriebes für notwendig und wählte zur Einleitung der weiteren Schritte eine Kommission, an deren Spitze Herr Major z. D. Engelke-Warmbrunn trat. Der Verlauf dieser wie der folgenden Kommissions-Sitzungen zeitigte dann das Resultat, daß die Neue Automobil-Gesellschaft in Berlin den probeweisen Betrieb der ins Auge gefaßten Linien auf ihre Kosten in die Hand zu nehmen bereit war. Bei Bewährung dieser Einrichtung sollte sich dann am hiesigen Platze eine besondere Gesellschaft bilden. Als Zentrale für die verschiedenen Verbindungen wurde Warmbrunn vorgesehn. Auf diese Weise trat am Pfingst-Sonnabend der erste Auto-Omnibus, ein leichter gefälliger Bergsteiger mit 16 Sitzen, von Berlin kommend, hier ein. Herr Major z. D. Engelke übernahm die Leitung des Betriebes. Nachdem am ersten Pfingstfeiertage eine Probefahrt vorgenommen worden war, wurde nachmittags das Automobil dem Verkehr übergeben und die Strecke Warmbrunn—Giersdorf—Hain bei voller Besetzung fünfmal befahren. Der Eröffnung der Linien Warmbrunn—Giersdorf—Hain folgten diejenigen von Warmbrunn—Schreiberhau (Josephinenhütte) und Warmbrunn—Krummhübel (Goldener Frieden). Die Fahrten nach Krummhübel wurden bald bis Brückenberg (mit Endstation „Brotbaude“) verlängert.

Während bisher die Touren nach Schreiberhau eine verhältnismäßig geringere Beteiligung aufwiesen, ergaben diejenigen nach Hain und Krummhübel—Brückenberg eine andauernd günstige Frequenz. Ende Juni traf alsdann der zweite Auto-Omnibus ein, und es konnte nunmehr der Fahrplan erweitert und zur Einführung der großen Fahrt von der „Josephinenhütte“ bis zur „Brotbaude“ oder umgekehrt geschritten werden. Es ist dies eine herrliche Partie längs des Gebirges, die vom Auto in rund 2 Stunden zurückgelegt wird. Die Wegestrecke beträgt hin und zurück 72 Kilometer und der Fahrpreis 10 Mark, eine einmalige Tour 5,50 Mark. Bei Benützung dieser Rundfahrt ist es dem Fremden ermöglicht, in kürzester Zeit den einen Teil des Gebirges vom anderen aus zu erreichen und dabei die prächtigen Landschaftsbilder zu genießen. Da die Autos schon gegen 11 Uhr vormittags an den Endstationen anlangen, ist der Tourist in die angenehme Lage versetzt, bald eine ausgedehnte Hochgebirgspartie unternehmen zu können, da der letzte Wagen erst zwischen 7 und 8 Uhr abends wieder wegfährt. Trotz der großen Vorzüge, die gerade diese Rundtour bietet, wurde sie bisher nicht in dem anfangs erwarteten Umfange benützt. Jedenfalls trug hierzu viel das schlechte regnerische Wetter des Juli und das späte Bekanntwerden der Fahrpläne bei. Sonst aber berechtigt der Auto-Verkehr zu Hoffnungen. Es werden gegenwärtig mit 2 Autos über 200 Personen täglich befördert. Der Betrieb hat also das Vertrauen des Publikums erworben. Die Auto-Fahrten wurden durch die drei Chauffeure, über deren Gewandtheit und Sicherheit nur eine Stimme herrscht, in zufriedenstellender Weise ausgeführt. Störungen sind noch nirgends vorgekommen. Die anfangs auch vorgesehene Verbindung Warmbrunn—Hermisdorf—Agnietendorf konnte wegen des unfertigen Straßenbaues nicht zur Durchführung gelangen. Bei diesem günstigen Stande des Automobil-Verkehres in unseren Bergen bieten die inzwischen eingeleiteten Verhandlungen zur Bildung einer besonderen heimischen Gesellschaft m. b. H. die besten Aussichten, diesen Betrieb zu einem dauernden zu gestalten. Anzustellende Versuche werden ergeben, ob das Automobil auch für den Winter im Riesengebirge zu gebrauchen ist.

H. Jfer

## Denkmäler

### Einweihung des neuen Kriegerdenkmals in Glogau.

Am 15. August hat Glogau sein neues Kriegerdenkmal erhalten. Zehn Jahre sind verstrichen, seit man die alte „Germania“ auf dem Wilhelmsplatze, das Erinnerungszeichen an die ruhmreichen Feldzüge, entfernt hatte, um dem mächtigen Reiterstandbilde Kaiser Wilhelms I. einen möglichst vorteilhaften Platz einzuräumen. Die Stadt hatte damals die Verpflichtung eines baldigen Erfalles übernommen und gleichzeitig einen Denkmalsfonds von 16 000 Mark bereitgestellt, der sich im Laufe der Zeit auf etwa 22 000 Mark erhöhte. Als im Jahre 1905 ein neuer großer Teil der Festungswälle fiel und sich günstige Plätze für die Errichtung des versprochenen Erinnerungszeichens boten, ging man bald an die Ausführung des Planes. Vier Jahre sind bis zu seiner heutigen Vollendung noch ins Land gegangen. Das Denkmal sollte etwas besonderes werden, etwas, das ganz aus der Art des Bisherigen, des Konventionellen, herausfiel. Der Magistrat hatte den besten Willen und hat — und das sei ihm zum Ruhme nachgesagt, — keine Mittel gescheut, um zunächst wenigstens einen allen Anforderungen entsprechenden Entwurf zu erlangen. Die Verhandlungen mit dem Breslauer Architekten Henry, dem Glogau sein schönes Schillerdenkmal verdankt, führten leider zu keiner Einigung, da die vorgeschlagenen Entwürfe den Wünschen des Magistrats und der Bürgerschaft nicht entsprachen. Es war übrigens erfreulich zu sehen, wie lebhaft auch seitens der Bürgerschaft die Denkmalsfrage in den Lokalblättern debattiert wurde. Das Interesse war allgemein. Der Magistrat entschloß sich nunmehr zu einem Preisausschreiben, das einen ganz unerwarteten Erfolg zeitigte, indem über hundert Denkmalsentwürfe eingingen, die sich im „Weißen Saale“ des Rathauses zu einer Krieger- und Siegesallee im kleinen vereinigen. Unter den Preisgekrönten fanden sich auch unsere berühmten Schlesier, Professor Theodor von Gosen und Paul Schulz-Breslau, die gemeinsam den zweiten Preis (800 Mark) davontrugen. Und nun begann der Kampf der Meinungen von neuem. Der mit dem ersten Preise ausgezeichnete Entwurf sollte zur Ausführung kommen und wurde als Gipsprovisorium in natürlicher Größe aufgestellt, damit man den Gesamteindruck besser beurteilen könnte. Dieser Entwurf, der einen nackten Krieger in überlebensgroßer Figur auf hohem Sockel darstellte, erfuhr aber nunmehr seitens der Bürgerschaft eine so energische Bekämpfung (ob mit Recht oder mit Unrecht, darüber zu streiten ist hier nicht der Ort), daß er bald als endgültig erledigt angesehen wurde. Schade! Auf dem Gebiete der Kunst läßt sich beinahe die Norm aufstellen, daß die Meinung der breiten Masse immer Unrecht hat. Viele brüllen im Chorus der Superklugen mit, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, welchen künstlerischen Grundsätzen ein einigermaßen modernes Denkmal entsprechen soll. Der zweite Entwurf überschritt ganz bedeutend die zur Verfügung stehenden Mittel, obgleich er in seiner breiten Wuchtigkeit entschieden der dem Orte und der Sache am meisten entsprechende war, und so setzte man sich mit dem Träger des dritten Preises in Verbindung, dem Architekten Albrecht in Steglitz bei Berlin.

Das Werk ist vollendet. Auf hoher Säule aus grauem Muschelkalk erhebt sich die ideale Nachtgestalt eines Heldenjünglings, kraft- und siegbewußt in der Haltung, den Lorbeerkranz im Lockenhaare. Die Linke stützt sich auf das Schwert, während die Rechte triumphierend den Preis der blutigen Kämpfe emporhält, die deutsche Kaiserkrone. Die Rückseite des Sockels trägt die Namen der Gefallenen aus Stadt und Kreis Glogau, während die übrigen drei Seiten durch Reliefs: „Auszug zum Kampfe“, „Das Ringen mit dem Feinde“, „Die frohe Heimkehr“, alles in altermanische Verhältnisse übertragen, geziert sind. Das Denkmal hat einen ungemein günstigen Platz gefunden. Nicht an der breitesten und schönsten Straße der Stadt,

der neuangelegten Hohenzollernstraße, erhebt es sich. Die alten Baumbestände der unmittelbar hinter dem Denkmale beginnenden Promenade bilden einen wirkungsvollen Hintergrund. Altstadt und Neustadt reichen sich hier die Hand. Hier flutet der große Verkehr. Ueberall fällt das Denkmal ins Auge und ruft dem Beschauer zu: Dulce et decorum est pro patria mori!

An dem imposanten Festzuge zur Enthüllungsfeier beteiligten sich die Schulen, zahlreiche Korporationen und Deputationen, Vertreter des Offizierkorps, die Zöglinge der Kriegsschule und wohl an 25 Vereine mit ihren bunten Fahnen. Die Stadt war reich geschmückt und beflaggt. Nach einem einleitenden Gesänge des Kriegerfängerchors hielt Erster Bürgermeister Dr. Soetbeer die Festrede, die mit einem Hoch auf unser Kaiserhaus schloß. Staatsanwaltschaftsrat Dr. Peicker, der stellvertretende Vorsitzende des Niederschlesischen Kriegerverbandes, sprach der Stadt den Dank der Militärvereine aus, richtete bewegte Worte an die zahlreichen, ordengeschmückten Veteranen und begeisternde an die heranwachsende Jugend, die künftigen Vaterlandsverteidiger, und schloß mit einem Hoch auf die Stadt Glogau. Mit dem allgemeinen Gesänge von „Deutschland, Deutschland über alles“ war die offizielle Feier beendet, an welche sich in den weiten Gartenanlagen der „Plantage“ ein Gartenfest anschloß. G. Krause

Ein Bismarck-Denkmal ist in Brieg am Sonntag, den 22. August, enthüllt worden. Es ist ein Geschenk des Stadtrats a. D. Theodor Lange und steht am Eingange der Promenaden an der Pfaffenstraße. Hergestellt hat es der Bildhauer Seiffert in Berlin, der Gatte der Enteltochter des Stifters. Es ist ein Bronzestandbild, das den Fürsten in dem Augenblicke darstellt, wie er die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 vorliest. Den Sockel lieferten die Granitwerke Völker und Nikolaier, Jnh. Ludwig Schiller in Breslau. (Abb. S. 605.)

Das Reden-Denkmal in Wang ist bis auf die Bemalung des Tympanons wieder hergestellt.

## Aus dem Gebirge

Gottesdienst auf der Schneekoppe. Es war eine herrlich schöne Mondnacht, als sich am Sonnabend, den 7. Juli, abends 9½ Uhr die Mitglieder des Warmbrunner katholischen Gesellenvereins in ihrem Vereinslokale zusammenfanden, um die beschlossene Koppentour auszuführen. Unter lustigem Sang und Klang ging es vorwärts über Giersdorf, die Bächelstraße nach dem Max Heinzelftein, von da über die Brotbaude—Schlingelbaude—Hampelbaude—Riesenbaude nach der Schneekoppe. Oben langte man gegen 4½ Uhr früh an, rechtzeitig, um die soeben bei klarstem Wetter aufgehende Sonne zu bewundern. Punkt 6 Uhr morgens versammelten sich die Vereinsmitglieder in der altehrwürdigen St. Laurentius-Kapelle, um der hl. Messe beizuwohnen, die der Präses des Gesellenvereins, Herr Kaplan Kliegel, celebrierte. Zwei Gesellen ministrierten dabei, und ein freier, schlichter Gesellenchor setzte mit dem Liede „Gott auf dem Wort erscheinen wir am heiligen Altar“ ein. Eine größere Anzahl Fremder wohnten dem Gottesdienste, soweit die Kapelle Platz bot, bei. Schnell hatten fleißige Hände einige provisorische Bänke zusammengefügt, um die Sitzgelegenheiten zu verbessern. Die Kapelle selbst, ein schlichter zylindrischer Bau mit einem Vorbau, wurde im Jahre 1665 nach mancherlei Widerwärtigkeiten vom damaligen Reichsfreiherrn Christoph Leopold Schaffgotsch erbaut. Es war der erste Bau, der in den unwirtlichen Gegenden des Hochgebirges von Menschenhand errichtet wurde. Jhn führte der Maurer Bartholomäus Kentwig von Greiffenberg für 180 Reichstaler aus. Die Kapelle sollte 12 Ellen weit im Licht und 18 Ellen hoch im Licht sein. Nach fortwährenden Verzögerungen konnte endlich das auf dem höchsten Gipfel des Riesengebirges befindliche Gottes-



Die Enthüllung des Kriegerdenkmals in Glogau

phot. E. Richter in Glogau

häuschen am 10. August 1681, am Feste des hl. Laurentius, vom Grüssauer Abte Bernhard Rosa geweiht werden. Von da an fanden alle Jahre fünfmal Gottesdienste (Koppenfeste) in der Kapelle statt, die bis zu ihrer Aufhebung die Zisterzienser-Probstei in Warmbrunn ausübte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts jedoch schränkte man die Gottesdienste bis auf drei ein. Mit der Säkularisation der Klöster im Jahre 1810 hörte der Gottesdienst ganz auf. Die bischöfliche Dispensation vom Jahre 1812 verlegte die Koppenfeste in die Warmbrunner Pfarrkirche. Während die Kapelle bis zum Jahre 1824 ganz unbenuzt da stand, wurde sie von da an als Wirtshaus verwandt und verpachtet. Die innere Einrichtung war inzwischen vernichtet worden. Jedoch der spätere Bau eines besonderen Hospizes des Pächters Friedrich Sommer für die Reisenden auf der Schneekoppe brachte auch die Rehabilitation der Kapelle. Sie wurde im Jahre 1854 vom Breslauer Fürstbischof Heinrich Förster aufs neue geweiht. Vorher hatte eine gründliche Erneuerung des Innern und Beschaffung einer anderen Einrichtung stattgefunden. Im darauffolgenden Jahre richtete Pfarrer Oppler in Warmbrunn den ersten regelmäßigen Gottesdienst wiederum ein, welcher jedoch später durch allherhand Mißbilligkeiten öfters unterbrochen werden mußte. Danach fand — mit wenigen Ausnahmen — ein nur einmaliger Gottesdienst während des Jahres statt. Im Jahre 1907 begann Herr Kaplan Hoffmann, als damaliger Präses des Warmbrunner Katholischen Gesellenvereins, die jährlich einmal stattfindenden Ausflüge des Vereins nach dem Hochgebirge, die mit der Abhaltung eines Gottesdienstes in der St. Laurentius-Kapelle verbunden wurden. Herr Reichsgraf Schaffgotsch hat diese Unternehmungen des Vereins im

Vorjahre wie auch diesmal mit recht ansehnlichen Geldbeträgen unterstützt. Was die Kapelle sonst anbelangt, so hat sie unter den rauen Witterungsverhältnissen zu leiden. Wenn auch mit kräftigen Mauern und einer Holzbekleidung außerdem versehen, bringt die darin herrschende Nässe den aufgestellten Gegenständen viel Schaden. Trotzdem die Kapelle erst vor einigen Jahren durch den Kunstmalers Eppelt (damals Herischdorf) gründlich renoviert worden ist, merkt man doch schon heute wieder die Spuren der äußeren Einflüsse. Der Altar ist einfach und mit einer Maria-Statue (die Kapelle war zuerst vornehmlich zu Ehren „Unserer Lieben Frauen“ geweiht) und zwei Neben-Figuren, von denen die eine den hl. Laurentius darstellt, geschmückt.

S. Her

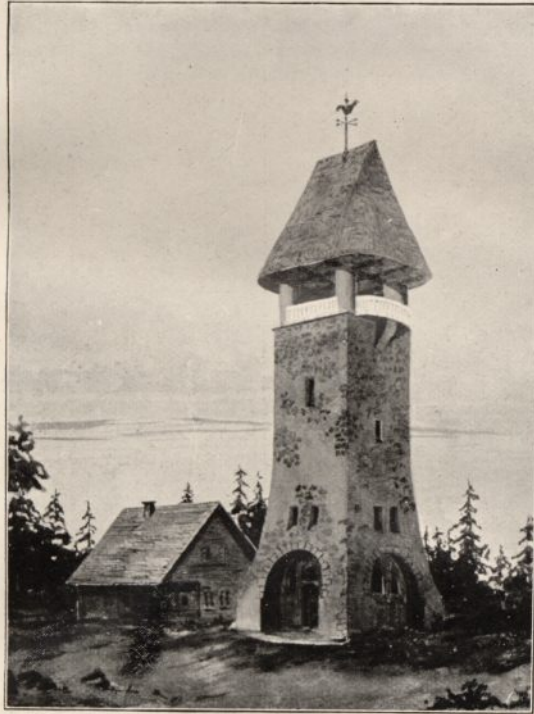
**Die Kaiser Friedrichwarte im Hergewitz.** Allenthalben kann man von der Denkmalswut unserer Zeit lesen, auch in dieser Zeitschrift. Doch gibt es gewiß Unterschiede. Ich wenigstens halte es durchaus nicht für byzantinisch, mit einem an sich für notwendig erkannten Bauwerke das Andenken an ein wichtiges geschichtliches Ereignis, an eine hervorragende Persönlichkeit zu verbinden. In diesem Gedankengange kamen wir dazu, den Bau, der Ersatz für den im Oktober 1907 vom Sturme zerstörten Aussichtsturm auf dem Heufuder bringen soll, dem Gedächtnis des verewigten Kaisers Friedrich zu widmen. Mancherlei Fäden verknüpfen seinen Namen mit unserer schlesischen Heimat. Der Wunsch, ihm in Schlesiens Bergen eine Erinnerungstätte zu schaffen, ist also wohl zu rechtfertigen. Unter dem Voritze des Reichsgrafen Friedrich Schaffgotsch bildete sich ein Ehrenausschuß zur Förderung dieser Angelegenheit, dem ein Arbeitsauschuß mit Dr. Siebelt in Flinsberg an der Spitze zur Seite steht. Nachdem die

Ausführung des Planes der Verwirklichung näherrückte, dadurch, daß der Herr Oberpräsident seine Genehmigung zur Veranstaltung einer Lotterie gab, die in diesem Sommer stattfinden wird, konnte an die Herstellung eines Entwurfes gedacht werden. Der hier veröffentlichte entstammt der Arbeitsstätte der Eisenbahnbau-Gesellschaft Becker & Co. in Berlin, deren Direktor Josef Becker, Erbauer der Eisenbahn Friedeberg—Flinsberg, ihm in dankenswerter Weise kostenlos zur Verfügung stellte. Die Baukosten werden ungefähr 15 000 Mark betragen ausschließlich der Baumaterialien, die der Grundherr überläßt. Wir hoffen auf einen guten Absatz der Loose, damit wir bald daran gehen können, das Werk zu errichten, das allen Besuchern der Schlesischen Berge willkommen sein wird.

Dr. S.

### Verksammlungen

**Die Hauptversammlung des Vereins deutscher Gartenkünstler.** Vom 7.—10. August fand in der durch ihre Parkanlagen und durch ihre landschaftlich schöne Umgebung weitberühmten Gartenstadt Görlitz die diesjährige Hauptversammlung des Vereins deutscher Gartenkünstler statt. Der Vorsitzende Stämmeler, Parkdirektor in Liegnitz, begrüßte die Versammlung, insbesondere die Vertreter der städtischen Behörden und sprach seinen und des Vereines Dank für die freundliche Bewillkommung aus. Der Geschäftsführer des Vereines, Bindseil aus Berlin, sprach sodann über den heutigen Stand der für Gartenbau und Gartenkunst angewandten Photographie, insbesondere der Farbenphotographie. Zur Illustration des Vortrages diente eine große Zahl farbiger photographischer Aufnahmen, die den Vorzug des jetzt allgemein angewandten Systems der Gebrüder Lumière gegenüber der früher in Gebrauch gewesenen Dreifarbenphotographie zeigte. Nachdem eine Besichtigung der herrlichen städtischen Anlagen unter kundiger Führung stattgefunden hatte, vereinigte sich eine stattliche Anzahl der Festteilnehmer abends zu einem Festmahle im Handelskammerhause. Am 9. August sprach in öffentlicher Sitzung Herr v. Salisch über das Thema; der Waldpark, seine Gestaltung und Erhaltung. Er führte etwa folgendes aus: Entgegen der bis jetzt geübten Praxis sollten der Forstmann und der Landschaftsgärtner miteinander arbeiten. Der Forstmann solle Forstkunst üben und Anregung hierzu vom Landschaftsgärtner entnehmen. Der Landschaftsgärtner dagegen müsse, um vor Misklingen mancher seiner Arbeiten geschützt zu sein, mehr Forstkenntnisse sich aneignen. Der Park im früheren Sinne genüge nicht mehr, es soll an seine Stelle der Waldpark treten, der eine Rußbarmachung der Bäume jedoch nicht beanspruche. Am Parks in alter Weise genügend groß herzustellen, damit oft an bestimmten Tagen des Massenbesuchs eine Ueberfüllung vermieden werde, fehle es an Mitteln. Für große Menschenmassen eignet sich nur der Waldpark, da in ihm keine Rasenflächen sind, die nicht betreten werden dürfen. Zum Schluß seines Referates besprach der Vortragende, nachdem er unter den



phot. F. Selinet in Flinsberg

Kaiser Friedrich-Warte im Hjergerbirge

zu pflanzenden Bäumen des Waldparkes in erster Linie die Linden empfohlen hatte, die Anlage der Wege. Wertvolle Ergänzungen fanden die Ausführungen des Redners durch Vorträge der Herren Brodersen (Steglich) und Schneider (Sörlitz). Im oberen Saale des Handelskammerhauses und dessen Nebenräumen fand eine Gartenbauausstellung statt, die mit interessanten und wertvollen Objekten von nah und fern reich besichtigt war und allgemeinen Beifall fand. Nach Schluß der offiziellen Sitzungen fanden Kabnfahrten auf der Reife, Besichtigung der Anlagen auf der rechten Reifeseite, der neuen Badeanstalt in der Steinlache und ein Spaziergang nach dem Jägerwäldchen statt. Für den Abend waren die Festteilnehmer von der Stadt nach der Friedrich-Wilhelmshöhe zu einem „Bierabend“ geladen. Für den 10. August waren Ausflüge nach Zittau und dem Oybin vorgesehen.

S. S.

### Kongreß für Volks- und Jugendspiele in Gleiwitz.

Am 3. und 4. Juli fand in Gleiwitz der zehnte deutsche Kongreß für Volks- und Jugendspiele statt. Oberschlesiens Ruf im allgemeinen hätte wohl den Zentralauschuß nicht hierher gelockt, — das tat der außerordentliche Erfolg, den Herr Regierungsrat Dr. Küster-Oppeln mit seinen Bestrebungen um die kulturelle Wohlfahrtspflege und die Oberschlesische Spielbewegung, errungen hat. Als Zeichen der Anerkennung wurde ihm bei den Verhandlungen der Kronenorden 3. Klasse, sowie Herrn Spielinspektor Münzer der Adler der Inhaber des Hausordens der Hohenzollern verliehen.

Die Stadt Gleiwitz mit ihrem Oberhaupt, Herrn Oberbürgermeister Menzel, hatte unter Aufbietung reicher Mittel, die zu öffentlichen Zwecken im Industriegebiet leicht fließen, und vieler „Sitzungs-schwerer“ Arbeit den Empfang und die Aufnahme zahlreicher und angesehener Gäste vorbereitet, von denen Herr Unterstaatssekretär Holz vom Ministerium des Innern, Geheimer Regierungsrat Dr. Hinge vom Kultusministerium, der Herr Oberpräsident von Schlesien, Graf von Hedlich und Trübschler, und der Regierungspräsident von Schwerin als Vertreter der Behörden genannt seien neben dem um die Leibesübungen wohlverdienten Herrn von Schendendorff, der die Verhandlungen des Kongresses eröffnete, ferner Herrn Hofrat Prof. Kaydt-Leipzig, Herrn Turninspektor Prof. Kehler-Stuttgart, Prof. Koch-Braunschwieg, Prof. Heinrich Charlottenburg, Sanitätsrat Dr. Toeplitz-Breslau und anderen „Großen“ des „Spiels“.

Schon am Vormittage sah man bunte Trupps von Schülern und Schülerinnen in den Straßen der Stadt. Stolz trugen die Knaben ihre Spielgeräte, waren doch die meisten mit einheitlichen Abzeichen geschmückt, die die Freigebigkeit eines Sponsors gestiftet hatte. Bunte Sweater oder wenigstens eine Sportmütze gaben doch schon einen gewissen Anstrich! Man sah: Spiel wie Sport macht den Taler locker! Um 1 Uhr begann unter der Leitung des Herrn Lehrer Melzer der Zug der 2000 Schüler





phot. Dr. Foerster in Gr.-Strehlitz

### Vom Volks- und Jugendspielkongress in Gleiwitz Die Spielwiese

und Schülerinnen nach dem zirka 5 Kilometer entfernten Festplatz, einer viele Hektar großen Wiese am Stadtwald. Er stellte die körperliche Leistungsfähigkeit der Teilnehmer auf eine starke Probe.

Hier draußen war wegen des Regenwetters der vorangehenden Tage bis zur letzten Minute rastlos gearbeitet worden, und die Nervosität der „Verantwortlichen“ entlud sich in lauten Tönen. Aber der Erfolg belohnte die Mühe. Allgemein wurde die Einrichtung und Ausschmückung des Platzes durch Herrn Stadtbaumeister Kranz gelobt. Auf 55 Spielfeldern entwickelte sich am Nachmittage ein lebendiges Treiben. Große und kleine Bälle durchflogen die Luft, Arme und Beine wurden geschwenkt, die Tamburins knallten und die Signalpfeifen der Spielleiter ertönten. Hornsignale verkündeten den Wechsel des Spiels und versammelten um 7 Uhr die Menge zur Verkündigung der Sieger, die Herr Prof. Koch-Braunschweig vornahm. Mit Musik und Gesang verließen die Scharen den Platz, der bald still und einsam dalag.

Die Morgensonne des 4. beleuchtete das Schlachtfeld. Wo war die schöne Einteilung der Spielfelder? Wo ihre Bezeichnung? Da gab es neue Arbeit! Dort übte eine Damenriege noch einmal ihre Aufgabe, hier wurde der Wettkampf der höheren Schüler beendet, dann sammelten sich die Turner der ober-schlesischen Turngaue zur Probe der Freübungen, und des Gauturnwarts (Herrn Beier-Ratibor) Stimme tönte weithin bis zum Pschorrbräu-Ausschank, wo müde Kampfrichter ihre Berechnung beendeten. Die Turnvereine Oberschlesiens wollten bei dem Feste auch als Ganzes auftreten, und ihre Teilnahme und Vorführungen bildeten einen wichtigen Teil des Festes. Ihr Kampf- und Arbeitsfeld hatte Herr Schwainoch vorbereitet, der auch zu denen gehörte, die in jenen Tagen erst mit dem Sinken der Sonne die erste feste Nahrung in Gestalt eines Würstchens zu sich nahmen.

In der Stadt waren inzwischen die Verhandlungen des Kongresses beendet worden, und um 1 Uhr versammelten sich gegen 4000 Turner und Spieler zum imposanten Festzuge, den Herr Röhrich vom Automobil aus leitete.

Den Zug eröffneten die Wagen mit den Gästen des Kongresses, unter ihnen Prof. Dr. Partsch-Breslau, mit den Vertretern der städtischen Behörden, den Vorsitzenden der einzelnen Ausschüsse, z. B. dem des Spiel- und Turnausschusses, Herrn Stadtrat Dr. Kuczora, der zum Gelingen des Festes viel beigetragen hatte, mit den Chargier-

ten des akademischen Turnvereins und der akademischen Turnverbindung Saro-Silesia zu Breslau mit dem Vorstand des Oberschlesischen Spielverbandes, dabei auch der vielbeschäftigte Verbandsspielwart Herr Buchal. Die bunten Trachten der Fußballspieler und Athleten ersetzten die Fahne, die auch den meisten Spielvereinen noch fehlt. Dafür waren die Reihen der letzteren unterbrochen durch die Damen, die einzeln oder in Abteilungen, mit und ohne einheitliche Kleidung mehr oder weniger stramm mitmarschierten. Heiltrufe, Märsche der Musikkapellen, Trommeln der Pfeiferkorps, Turnlieder durchbrausten die geschmückten Straßen, und die zahlreichen Zuschauer und Zuschauerinnen zeigten ihre Begeisterung durch Huruf und Blumenpenden.

Auf dem Festplatz dauerte er wohl eine halbe Stunde von dem Eintreffen der Spitze des Zuges bis zu der Zeit, wo das Ende sich in dem Gewühl der Tausende auflöste. Und doch — trotz der unendlichen Zuschauermenge konnte jeder dank der Größe und Einrichtung des Platzes etwas sehen von den Vorführungen und Wettkämpfen der Turner und Spieler, der Fußballklubs und der Athleten und Ringer. Jetzt kamen auch die Inhaber der Verkaufszelte und Ausschänke auf ihre Rechnung, denn groß waren Hitze und Durst, und nicht jeder begnügte sich, wie die Schulkinder am vorhergehenden Tage, mit dem Trank aus dem Springbrunnen, der von dem fürsorglich und eigens errichteten Wasserturm gespeist wurde. In seiner Nähe befand sich auch das Zelt, das die Schüler des Gymnasiums zu Groß-Strehlitz als Aufbewahrungsort für ihre Kleidung aufgeschlagen hatten, die im Anschluß an das Fest mit ihrem Turnlehrer eine Wanderfahrt in die Bestiden machen und dabei das Zelt benutzen wollten.

S. F.

### Sport

**Eine neue Flugmaschine.** Wie die Blätter melden, ist von einem Bürger Breslaus eine Flugmaschine erfunden worden, die nach dem Urteil eines Fachmannes die besten Aussichten haben soll, selbst mit den französischen Flugapparaten in Konkurrenz treten zu können. Diese neue Maschine ist ein Doppeldecker und wurde bereits der Bauanstalt aviatischer Geräte und Maschinen in Rrietern bei Breslau zur Ausführung überwiesen. Ende September dürften die ersten Flugversuche stattfinden.

**Ballonverfolgung im Automobil.** Der am Sonntag, den 29. August, vom Schlesischen Verein für Luftschiffahrt und der Deutschen Motorfahrervereinigung (Sau Schlesien und Posen) zum zweiten Male in Szene gesetzten Veranstaltung lag folgende Annahme zu Grunde: Breslau ist belagert; der Feind hält die Umgebung im weiten Umkreise besetzt. Um eine Verbindung mit dem Entsatzheere herzustellen, wird ein Freiballon benutzt. Der Aufstieg bleibt nicht unbemerkt, und der Feind versucht mit Hilfe von Kraftfahrzeugen aller Art den Ballon bei seiner Landung unbeschädigt abzufangen. Punkt 8 Uhr stieg die „Windsbraut“ mit Dr. v. d. Borne als Führer und den Herren von Pouvet und Richter als Mitfahrer in der Gondel an der Gasanstalt III, Trebnitzer Chaussee auf und nahm eine südwestliche Richtung. In kurzen Abständen wurden die 12 startenden Autos und die Motorräder abgelassen. Der überaus schwache Wind machte es dem Ballon unmöglich, den Verfolgern zu entkommen. Die Landung, welche statutengemäß spätestens drei Stunden nach Aufstieg erfolgen mußte, wurde um 10 Uhr 55 Min. bei Rant nur 20 km von Breslau glücklich bewerkstelligt. Schon eine Minute später war das Auto des Herrn Eifert-Slogau als erstes zur Stelle. Die Wagen der Herren Richter-Breslau und Hart-Ohlau folgten in kurzen Abständen. Als erster Motorfahrer traf Herr Hielscher ein. Der Wanderpreis, der dreimal gewonnen werden muß, fiel zum zweiten Male an die Deutsche Motorfahrervereinigung.

### Persönliches

**Gerhart Hauptmann** ist vom König von Griechenland das Offizierskreuz des griechischen Erlöserordens verliehen worden.

Der Charakter als Professor ist dem Stadtarchivar Dr. **Wendt** und dem Stadtbibliothekar Dr. **Hippe** in Breslau verliehen worden.

**Beisetzung des Generalleutnants Freiherrn von Richthofen.** Generalleutnant Freiherr Viktor von Richthofen, den in Wiesbaden am 20. August der Tod durch einen Schlaganfall plötzlich auf der Straße ereilte, wurde auf dem Garnisonkirchhofe in der Hasenheide unter großer militärischer Beteiligung neben seinem vor vier Jahren verstorbenen Bruder, Oberstleutnant von Richthofen, beigesetzt. Das Leib-Grenadier-Regiment Nr. 8 in Frankfurt an der Oder, bei dem er 1857 als Fähnrich eingetreten und als Offizier die Feldzüge 1864, 1866, 1870/71 mitgemacht, hatte Offiziere mit dem Kommandeur Oberst v. Dieringshofen und die Regimentsmusik zur Trauerfeier entsandt; das 20. Infanterie-Regiment und das Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment waren durch Offiziers-Abordnungen vertreten. Divisionspfarrer Müller hielt die Gedenkrede. Unteroffiziere der 10. Kompagnie des Leib-Grenadier-Regiments Nr. 8 trugen den Sarg zur Gruft.

## Chronik

### August

15. Auf der Donnersmarchhütte plakte ein Dampfkeffel, wobei drei Arbeiter lebensgefährlich verletzt wurden.

17. Im städtischen Hafen von Breslau brach ein Großfeuer aus, bei dem ein Schiffsarbeiter getötet und zwei Feuerwehrleute verwundet wurden.

18. Die Zeitungen melden, daß entlang der preussisch-russischen Grenze ein 1 Meter breiter Graben hergestellt werden soll.

20. Eine längere, schöne Sommerwitterung ließ die heutige gute Ernte sicher bergen.

22. Der Regierungspräsident von Breslau verbietet die Glückspiel-Automaten.

23. In Oberschlesien und im Waldenburger Bezirk ist infolge der erhöhten Bierpreise ein gelinder „Bierkrieg“ entstanden.

Die Schützengilde zu Wohlau begeht heut ihr 425jähriges Bestehen.

24. Der Dampfer „Schlesien“ des Norddeutschen Lloyd in Bremen kollidierte kurz vor der Einfahrt in den Hafen von Montevideo mit dem argentinischen Dampfer „Columbia“, der unterging. Dreihundert Passagiere fanden den Tod in den Wellen. Die „Schlesien“ wurde stark beschädigt.

28. Von heut ab verkehren regelmäßige Züge auf der ganzen Strecke der Bahn Hirschberg-Löwenberg.

29. In Breslau beginnt heut die 56. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands.

### Die Toten

#### August

14. Hauptlehrer em. Louis Pavel, Zobten a. B., 81 Jahre. Pastor Lothar Kluge, Bernstadt i. Schlesien.

15. Geh. Sanitätsrat Dr. Eduard Entzleben, Breslau.

17. Professor Robert Bindewald, Breslau.

Friedrich von Klinkowström, Breslau, 80 Jahre.

18. Kaufmann Gustav Böhm, Reichenbach i. Schlesien, 41 Jahre.

19. Gutsbesitzer Hermann Tilkner, Langenöls, 56 Jahre. Rektor Franz Kreis, Brieg, 58 Jahre.

20. Victor Freiherr von Richthofen, Generalleutnant z. D., Kehlhöhe bei Gutschdorf.

21. Sanitätsrat Dr. Wilhelm Reinbach, Breslau, 66 Jahre.

23. Pfarrer Emanuel Grund, Pfarrer von Neuwaldau, Sagan, 73 Jahre.

25. Hauptmann a. D. Heinrich Merkel, Trebnitz, 52 Jahre.

26. Frau Gräfin zu Limburg-Stirum, (Gr.-Peterwitz).

25. Direktor August Schaal, Waldenburg, 60 Jahre. Fabrikbesitzer Carl Gottfried Güttler, Schmiedeburg 77 Jahre.

### Berichtigung

Unter der Abbildung auf Seite 531 dieses Jahrgangs muß es statt „Altwasser“ Weißwasser heißen.

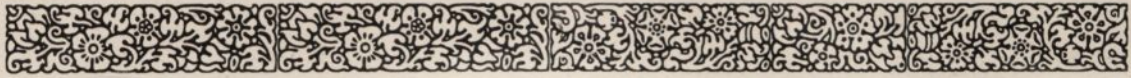
Auf Seite 538 hat sich leider ein zweimal wiederkehrender Druckfehler eingeschlichen. Der Name des Dorfes, bei dem sich die „dicke Eiche“ befindet, heißt „Crayn“ nicht „Craye.“

## Der Liebling

aller deutschen Zigarettenraucher sind „Salem Aleikum-Cigaretten“. Sie verdanken das ihrer unübertroffenen Qualität, ihrem milden, vollen Geschmack und ihrer Preiswürdigkeit. Keine Ausstattung nur Qualität. Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“. Inh. Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10

3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> 4 5 6 8 10 Pfg. das Stück.



# Hoch hinauf!

Irrfahrten einer leidenschaftlichen Seele

Von Paul Albers

(5. Fortsetzung)

Die Tür der guten Stube, in der heut zur Feier des Tages das Essen aufgetragen worden war, umkränzte grünes Fichtenreisig. Auf dem, mit einem buntkarierten Tischstuche bedeckten Tische prangte ein mächtiger Hauschinken, eine gebratene Gans, ein Teller voll Würste und eine Schüssel mit Leberklößen. Für zwanzig Personen hätte die Mahlzeit ausgereicht.

„Mutter“, sagte Hans lachend, „das sieht ja aus, als ob der verlorene Sohn wiedergekehrt wäre!“

„Unser Hans ist bibelfest“, schmunzelte der Gemeindevorsteher. „Der wird schon ein tüchtiger Prediger werden! Aber erst essen und dann erzählen.“

Hierzulande tafelte man nicht so lange, wie in der Stadt. Schnell wurde ein Gericht nach dem andern vertilgt, ohne die Mahlzeit durch Unterhaltung zu würzen. Aber nachdem man „fertig“ war, mußte Hans wieder von Anfang an Alles erzählen, was ihm der Religionslehrer gesagt hatte. Franz, Stasy und die Mutter hörten staunend zu, während Vater Merten nur hin und wieder siegesbewußt mit dem Kopfe nickte, als wollte er sagen: „Seht Ihr!“ Das ist ein gescheiter Kerl! Denn warum? Weil er mein Junge ist.“

Punkt zehn Uhr ging Alles zu Bett. Sonst ging man um neun Uhr schlafen. Nach einem Viertelstündchen lag die ganze Familie Merten in Morpheus Armen, nur Hans nicht. Denn seine Seele war zu voll von den Ereignissen des Tages. Und dann wollte ihm die Mitteilung von Rathrein's Absage nicht aus den Sinnen. Während des letzten halben Jahres hatte er zwar oft an sie gedacht; aber die Examen-ängste und das aufreibende Studium hatten diese Gedanken mehr oder minder in den Hintergrund gedrängt. Doch heut, in ihrer unmittelbarsten Nähe, regte sich seine Phantasie lebhafter, denn je. Und doch! Und doch! Was er dachte, war Sünde! Zwiefache Sünde! Er mußte entsagen, weil er Priester werden mußte — nein, wollte! Aus freiestem Entschlusse werden sollte. Sie hatte entsagt. Warum? Er ahnte es. Nein, er wußte es. Er trug die Schuld daran! Er hatte sie unglücklich gemacht, sie und ihre ganze Familie. Das durfte nicht sein! Morgen wollte er mit ihr reden. Wollte ihr

klar und kühl alles auseinander setzen und über die Pflicht reden, wie er es heut in der Aula vor versammelter Corona getan. Morgen! — Beruhigt schlief er ein.

Doch am nächsten Morgen traf er sie nicht, — und auch die ganze Woche nicht und in drei und vier Wochen nicht. In's Schulhaus war er wohl bald nach seinem Eintreffen herüber gegangen, aber er hatte das Empfinden, als ob man ihm dort nicht mehr so warm begegnet wäre, wie früher. Hin und wieder frug er nach Rathrein. Sie hätte sich stark erkältet, hieß es, und läge zu Bett. Diese Mitteilung kam ihm nicht ungelegen. Vielleicht sähe er das Mädchen vor seiner Abreise überhaupt nicht mehr wieder. Vielleicht wäre es auch das Beste, und die ganze phantastische Kindergeschichte hätte ihr Ende erreicht. Er frug im Schulhause nicht mehr nach. Dagegen besuchte er jetzt um so häufiger den neuen Pfarrer, Dr. Kremstal. Sie fanden aneinander Wohlgefallen. Kremstal war ein Mann von ganz anderem Schlage, als sein Vorgänger. Zwar ebensowenig Modernist, wie jener, las er gleichwohl nicht blos die „Stimmen aus Maria-Laach“, sondern auch die Schriften materialistischer Philosophen. Aber er las sie nicht, um sie auf ihren Wert zu prüfen, sondern um sie von vornherein, wie Feinde, zu bekämpfen. Sein Vorgänger war duldsam auch seinen Gegnern gegenüber und betete für sie, wenn er sie nicht überzeugen konnte. Er dagegen kannte keine Duldsamkeit. Er kannte nur das kriegertische Anathema sit! Trotzdem fügte er sich besser in die moderne Weltordnung, als sein Vorgänger und verstand es, so lange der religiöse Boden unbetreten blieb, sich auch bei Andersdenkenden durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und sein gewandtes Auftreten Freunde zu erwerben. Dagegen trennte ihn eine weite Kluft von den seiner Seelsorge anvertrauten Bauern, deren grob-zugehacktes Wesen seine weltmännischen Manieren anekelte.

„Ich bleibe hier höchstens drei bis fünf Jahre“, sagte er einmal in vertraulicher Stunde zu Hans. „Mein Sinnen und Trachten geht höher. Ja, es geht hinauf! Ich will Dombherr werden. Das Breslauer Bistum ist das Ziel meiner Sehnsucht!“

Hans verstand ihn. Auch er wollte ja hoch hinauf. Er konnte die Abreise nach der Universitätsstadt kaum noch mehr erwarten. Das monotone Dorfleben fing ihn zu langweilen an. Und dennoch erwartete ihn auch hier noch eine leidenschaftliche Stunde.

Eines Tages kam er von einem Spaziergange heim. Die Getreideähren standen manns- hoch, sodaß man, wenn man die Feldraine zwischen diesen Weizen- und Roggenmauern entlang schritt, nur in gerader Richtung vor sich hin Ausschau halten konnte. Die Raine kreuzten sich häufig, da jedes Gewende von ihnen ein Quadrat bildete. Als Hans um die Ecke eines Gewendes in einen Kreuzrain einbog, stand plötzlich Kathrein in ihrem hellblauen Kleide vor ihm. Unwillkürlich hemmten beide ihre Schritte. Ihm schoß das Blut in die Stirn, sie wurde leichenblau.

„Kathrein!“ rief er halb freudig, halb zagend aus, „Endlich treffe ich Dich einmal!“

„Ich war leidend. Unsere Begegnung hat auch weder Zweck, noch Nutzen.“

„Das ist vernünftig gesprochen!“ ergriff er ihr Wort. „Ich wollte schon längst mit Dir hierüber reden. Ich weiß, Du liebst mich —“

„Du mich nicht!“ —

„Deine Liebe ist zweck- und nutzlos. Meine wäre es. Ich darf nicht lieben; denn ich werde Priester. Nicht gezwungen, sondern aus freier Entschliebung und innerem Drange. Ich weiß noch mehr, Kathrein. Du hast Kolibaj's Werbung ausgeschlagen, weil Du mich liebst. Du tatest Unrecht. Dir Unrecht, Deinen Eltern und ihm Unrecht. Auch mir. Denn Dein Bild stellt sich mir auf der Bahn, die so glatt und frei aus- sah, hindernd entgegen.“

Seine Worte klangen kalt und rauh. Aber ein geheimes Feuer loderte dennoch in ihnen.

Kathrein sah mit unendlich wehem Blick und wie hülfesuchend um sich. Sie suchte nach einer Stütze. Denn sie fühlte sich schwach; sie fühlte sich Weib.

„Unrecht!“ schrie sie plötzlich leidenschaftlich auf, „was redest Du von Unrecht? — Gut, ich werde Unrecht tun und ihn heiraten. Ich werde Unrecht tun und meine Liebe zu Dir ersticken. Laß mich aber auch jetzt Unrecht tun!“

Stürmisch flog sie an seinen Hals, bebend umschlangen ihn ihre Arme, fiebernd brannten ihre Küsse auf seinen Lippen. Und seine Lippen küßten wieder. Eng preßte er die herrliche Gestalt an sich und flüsterte ihr wahnsinnige Liebes- worte ins Ohr. Die Lerchen frohlockten in der Höhe und die Getreidemauern schützten das selige Paar von allen Seiten.

Plötzlich riß sie sich aus seinen Armen und lief in rasender Hast davon. Aus der Ferne rief sie ihm zu:

„Adieu, Hans, für immer! . . . für immer!“

Er stand wie festgewurzelt und starrte ihr nach. Er starrte noch immer, als sie bereits das elterliche Haus betreten hatte. Er dachte nichts, sondern fühlte die entflozene Seligkeit immer noch nach. Nur langsam wich das Blut aus der Stirn wieder in die Wangen zurück. Er starrte noch . . . Endlich raffte er sich auf und rieb seine Stirn, als wollte er sich Gewißheit verschaffen, daß er wache und nicht träume.

„Adieu für immer!“ murmelte er vor sich hin.

„Ja, für immer! So soll es sein! Es war nur ein Traum. Der Satan hat uns Beide versucht. Diese Sache liegt hinter mir!“

Scharfen Schrittes wandte er sich dem Dorfe zu, ging schnurstraks nach der Pfarrei und bat Dr. Kremstal, ihn Beichte zu hören. Denn eine schwere Sünde drückte ihn. Der Pfarrer fand sich sogleich bereit, und nahm, da er Reverende, Chorrock und Stola zur Stelle hatte, das Sündenbekenntnis entgegen. — Ego te absolvo a peccatis tuis . . .

Hans fühlte sich entsündigt und von einer schweren Krankheit der Seele geheilt. Morgen wollte er unbedingt abreisen. Die Eltern überraschte zwar sein plötzlicher Entschluß, aber sie willfahrten ihm und rüsteten die Abreise.

Schon beim Morgengrauen stand die Britschka vor der Tür und hinter ihr ein Bretterwagen, der mit einem Sack Betten, einem großen Reisekoffer und einer Kiste beladen war, in der sich Schinken, Würste und andere Lebensmittel befanden. Frau Merten hatte ganz gehörig für ihren Herrn Studiosus gesorgt. Nach kurzem Abschied von Mutter und Schwester ging die Fahrt im raschen Tempo von Statten. Franz lenkte die Britschka, der Knecht den Bretterwagen, und Merten Vater saß stolz neben dem gelehrten Sohne. Aber die Unterhaltung wollte zwischen beiden nicht recht in Fluß kommen. Denn beide waren zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Merten Vater überlegte noch einmal, wie viel wohl die drei Studienjahre kosten könnten? Hundert Mark monatlich ergäben zwölfhundert Mark pro Jahr. Dreihundert Mark für Bücher, Kollegien und Kleider. Rund fünfzehnhundert Mark. Also praeter propter viertausend-fünf- hundert Mark. Viel Geld! Sehr viel Geld! Dafür kaufte man hier zu Lande eine kleine Häuserstelle. Aber was sagte das? Denn warum? Der Herr Pfarrer nähme ja fünf- bis sechstausend Mark in einem einzigen Jahre ein und sei die angesehenste Persönlichkeit weit und breit. Die drei Jahre würden schneller vorüber- gehen, als man denke. Darum kein Kopf- zerbrechen.

Hans rechnete auch. Aber anders. In drei Jahren müsse er ausgeweiht sein. Nach Er-

langung der Priesterweihe würde er die Doktorwürde erwerben und womöglich Vorlesungen an der Universität halten. In spätestens fünfzehn Jahren hoffte er Kanonikus zu sein und dann . . . und dann? Seine Religionslehrer hatte ja vom Purpur gesprochen . . .

Blutrot erhob sich aus den violett gefärbten Nebelwolken jetzt die Morgen Sonne, dieser riesige Feuerklumpen, um ihr allbelebendes Licht durch hundert und fünfzig Millionen Kilometer Sonnenweite in wenigen Minuten der winzigen Erde zu senden. Auf der winzigen Erde aber fingen die kleinen Menschlein ihr kleines Tagewerk an; sorgten, grübelten und dünkten sich unendlich wichtig und groß. Ihre zwergartigen Pläne flogen hoch hinauf; ja, wie sie wähten, bis in die Nähe des strahlenden Feuermeeres. Weiße Nebelschleier streckten sich weithin über die Wiesen, bis sie in nichts vor dem immer wärmer werdenden Tage zerfloßen. Vereinzelt arbeiteten die Bauern bereits auf ihren Aekern. Die Einen mähten Grünfutter, die Anderen ackerten Lupinen als Gründüngung in die Aekerscholle. Auf den Feldrainen weideten Schulkinder Rühе, die sie am Stricke hinter sich herführten. Aus der Ferne hörte man die Pfiße des rangierenden Güterzuges auf der Bahnstation. In fünfzehn Minuten war sie erreicht.

Der Stationsbeamte, ein ehemaliger Unteroffizier, beglückwünschte den angehenden Herrn Studio, besorgte eigenhändig das Gepäck und erzählte, daß auch er zwei Jahre in Breslau gelebt hätte, als er bei den Kürassieren gestanden. Damals wäre allerdings noch nicht viel von dem Südpark und den Villen zu sehen gewesen, die sich jetzt stolz an der Kaiser Wilhelmstraße erhöhen. Wenn er einmal nach Breslau käme, würde er den Herrn Hans besuchen.

Inzwischen brauste der Personenzug heran. Hans verabschiedete sich kurz vom Vater, der ihm noch ein Zwanzigmarkstück als Viatikum in die Hand drückte, von Franz, dem Stationsvorsteher und dem Großknechte. Bald lag das stille Czirglowitz, die Heimat und der erste Liebesrausch hinter ihm. Weit. Weit.

Er machte große Augen, als er gegen Mittag in die mächtige Glashalle des Breslauer Hauptbahnhofes einfuhr. Herrgott, flutete hier das Leben! Auf zahlreichen Gleisen standen Züge und aus jedem einzelnen ergoß sich ein ganzer Strom von Menschen, die nach dem Ausgang drängten. Ihm wurde ganz ängstlich und unheimlich zu Mut. Denn außer seiner Gymnasialstadt hatte er Städte bisher ja überhaupt noch nicht gesehen. Ängstlich hielt er das Portemonnaie in der Tasche fest, da er Manches über Taschendiebe und Bauernfänger gelesen

hatte und auch überall an den Wänden des Bahnhofes große Plakate mit der Aufschrift prangten: Vor Taschendieben wird gewarnt. Dr. Kremstal hatte ihm die Adresse einer Wohnung im Domviertel mitgegeben. Er bestieg eine Droschke, um bald dorthin zu gelangen. Das kundige Auge des Taxameterkutschers erspähte aber sofort, daß sein Fahrgast ein Stadtfremder sei, der im Interesse eines größeren Fahrgeldes erst auf möglichst weiten Umwegen seinem Ziele zugeführt werden dürfe. Der geschäftsfreudige Pferdelenker schlug daher den Weg über die Gartenstraße, Schweidnitzerstraße, den Ring, Ritterplatz und an der Sandkirche vorüber nach der Dominfel ein. Staunend betrachtete Hans die Riesenschau fenster, das Menschengewühl auf der Schweidnitzerstraße und das im gotischen Stile aufgeführte Rathaus.

„Was ist das für ein Denkmal?“ fragte er den Kutscher, nach der östlich vom Rathause stehenden Säule weisend.

„Das dort? — Das ist doch die Staupsäule!“ belehrte der Pferdelenker.

„Die Staupsäule,“ wiederholte Hans. — „Halten Sie einmal!“ Neugierig betrachtete er den Nachrichtler, der auf der Spitze der Säule mit Schwert und Staupbesen schimpfliche Strafe androhte.

Alttertum und Mittelalter hatte er bisher nur aus den Schulbüchern kennen gelernt. Nun redete ihn der mittelalterliche Geist in Gestalt des steinernen Nachrichtlers unvermittelt an:

„Siehst Du, Bürschchen, hier stehe ich! Inmitten des pulsierenden Lebens der modernen Großstadt! — Was scheeren mich die elektrischen Straßenbahnen, die Automobile und schön gepuzten Menschen?! — Hier stehe ich und schleiche auch noch heimlich umher in den winkligen Gassen und Gäßchen der uralten Stadt. Aber fahre nur noch weiter! Bis nach der Dominfel! Dort ist mein eigentlicher Sitz. Von dort lasse ich mich nicht vertreiben!“ —

„Also fahren Sie!“ befahl Hans.

Und weiter ging es, an der Magdalenenkirche vorüber über den Ritterplatz und die Sandbrücke nach dem Domviertel.

Dieses Stadtviertel bildete eine Welt für sich. Das Hasten und Treiben des Tages berührte es nicht. Ernst und melancholisch schaute auch heut, wie vor fünf hundert Jahren, noch der Dom, die kreuzgewölbte Basilika mit den abgestumpften Türmen auf die menschenleeren Straßen nieder, über deren holpriges Pflaster Priester in schwarzen Gewändern ihren fenstervergitterten, Tag und Nacht geschlossenen, einstöckigen Pfarreien und Wohnhäusern zueilten. Weder das Geräusch elektrischer Straßenbahnen, noch der laute Verkehr der Geschäftsläden störte den Frieden der

Chorherrn und Bischöfe, die in der Kurfürstkapelle, der Marienkapelle und der Elisabethkapelle in ihren steinernen Särgen den ewigen Schlaf schlummerten. Nur wenn der Mond seine weißen Strahlen gespenstisch durch die bunten Glasfenster in das Innere des Domes goß, stieg am Gedenktage St. Johannes des Täufers Schlag zwölf Uhr Bischof Precislaus von Bogarell aus dem braunen Marmorsarkophage, um an dem Hauptaltare eine Messe zu lesen. So wenigstens ging die Sage.

In diesem stillen Viertel angelangt, atmete Hans erleichtert auf. Er mußte sich ja erst an den Trubel der Großstadt gewöhnen. Das Stübchen, das er von der, durch Dr. Kremstal empfohlenen Wirtin gemietet hatte, ähnelte seiner ehemaligen Gymnasiafenbude. Bald hatte er die Kleidungsstücke in dem gelbpolierten Kleiderschrank, Wäsche und Lebensmittel in der alten, wurmfressigen Kommode untergebracht. Nun streckte er sich behaglich auf dem Sopha aus, das wohl schon seine vierzig Semester durchlebt hatte, aber immerhin weiche Polster besaß. Hier wollte er also drei volle Jahre hausen.

Am nächsten Morgen ging er nach der Univerſität um sich als stud. cath. theol. immatrikulieren zu lassen. Das altersgraue, ehemalige Jesuitenkloster mit dem Sternwartenturm und dem reich ornamentierten Hauptportal machte einen mächtigen Eindruck auf ihn. Neugierig besichtigte er die Auditorien, den Musiksaal im Erdgeschoß und die im zweiten Stock befindliche, mit schönen Fresken überreich geschmückte Aula Leopoldina. Eine weihevollte Stimmung überkam ihn. Hier sollte er an den Brüsten der Weisheit saugen; hier die Grundwahrheit aller Wahrheiten aus reiner, unverfälschter Quelle schöpfen, um sie dereinst selbst seinen Mitmenschen zu verkünden. Mit glühendem Eifer stürzte er sich schon in den ersten Tagen auf das Studium. Was er in den Hörsälen vernahm, war eigentlich wohl nur ein Ausbau desjenigen, was ihm bereits im Religionsunterricht auf dem Gymnasium gelehrt worden war; doch umkleidete die Lehrer hier ein reicheres, prunkvolleres Gewand. Das fein gegliederte System fesselte seinen Geist, der von den weltbewegenden Fragen der Neuzeit noch völlig unberührt geblieben war. Vom studentischen Leben hielt er sich fern und suchte seine einzige Erholung in einer Konditorei auf dem Ritterplatz. Hier lagen die verschiedensten Tagesblätter und Zeitschriften aus. Friedlich lagen sie bei- und aufeinander. Aber ihr Inhalt bekämpfte sich oft in heißem, leidenschaftlichsten Kampfe. Weltauffassung stritt gegen Weltauffassung mit dem scharfen Schwerte feuriger, rücksichtsloser Ueberzeugung, und eine jede nahm für sich mit stürmischen Appell an die Menschheit die Marke

„Wahrheit“ in Anspruch. Er studierte die Blätter alle neugierig durch. Selbst die freidenkerischen und freisinnigen. Diese freilich zunächst mit sittlicher Entrüstung und Empörung. Denn er hatte ja bisher nur von „einer“ Weltanschauung, der christlichen, gehört. Was außerhalb der geoffenbarten Lehre läge, das sollte — so hatte es ihm der Religionslehrer auf der Schule oft genug tief in das jugendliche Herz geprägt — Reherwerk und blindes Heidentum sein, von dem sich jeder rechtschaffene Mensch mit Abscheu abwenden müsse. In diesen Blättern stand aber etwas Anderes. Sie redeten keck von „einem längst überwundenen Standpunkt“. In diesen Blättern predigten Darwin, Häckel und Carneri die voraussetzungslose Wissenschaft. Neugier und Wissensdrang überwand langsam die sittliche Entrüstung und den Unwillen des jungen Studenten. Er las und las. Mit geröteten Wangen und klopfendem Herzen. Eine neue, große Welt tat sich vor ihm auf. Sirenenstimmen lockten ihn: „Tritt ein in die Marmorehallen der Weisheit! Diese Hallen sind kalt, nüchtern und schmucklos, aber von durchsichtiger Reinheit. Du wandeltest bisher in einem goldschimmernden Märchenlande. Schöne Trugbilder umgaukelten Dich. Doch Trugbilder waren es. Tritt ein in die Marmorehallen der Weisheit!“

Und zögernd trat er hinein.

Vor seiner erschauernden Seele sank ein buntfarbiges Fata morgana in Nichts, als der hagere Naturforscher, dessen Ruhm die ganze moderne Kulturwelt erfüllte, ex cathedra die trockenen Grundsätze aufstellte:

„Der Stoff ist ewig. Er wechselt nur die Form, wenn ein neuer Naturkörper entsteht. Der Tod ist ein Wechsel der Form. Die Kraft ist ewig. Kein Teilchen von ihr geht im Weltall verloren. Kein neues tritt hinzu. Stoff und Kraft sind identisch. Sie bilden den Begriff des Weltuniversums. Diese Einheit nennen wir Weltseele oder Gott. Der Mensch ist ein Teil der Weltseele, wie jeder andere Naturkörper. Seine Seele ist die Summe von Lebenserscheinungen. Als Teil der Weltseele ist sie ewig und unzerstörbar.“

Das waren harte Grundsätze, aber trotzdem auch reich an Trost. Zwar nicht in den Himmel kommen als flügelbeschwingtes Englein, indessen ewig fortleben im Weltuniversum als Teil des Ganzen, der Weltseele, der Gottheit!

Ja, es waren Anschauungen, die in der Brust des jungen Mannes einen tosenden Sturm wachriefen. Er bemühte sich, ihn zu beruhigen; doch fand er die Ruhe nicht.

(Fortsetzung folgt)



## Andreas Tscherning

Von Rüdiger Tscherning in Stuttgart

Am 27. September 1909 jährt sich zum 250sten Male der Todestag von Andreas Tscherning, eines seiner Zeit vielbeliebten und gefeierten Dichters.

Im Jahre 1611, am 18. November, in Bunzlau als Sohn des gleichnamigen „angesehenen Bürgers“ und dessen Gattin Martha geboren, ist von seiner Jugend wenig Wichtiges bekannt. Das Hauptereignis in diesen Jahren bildete seine Flucht nach Görlitz, die er, da in seiner Heimat religiöse Anruhen ausgebrochen waren, mit zwei befreundeten Gesinnungsgenossen im Alter von 19 Jahren unternehmen mußte. Gleich nach seiner Ankunft übertrug der Bürgermeister Bever dem strebsamen Jüngling die Erziehung seiner Kinder; jedoch fand Tscherning noch Zeit unter seinem väterlichen Freunde Rektor Elias Ruchler seine abgebrochenen Studien fortzusetzen, bis ihn 1632 seine Eltern zurückriefen.

Um seine Bildung zu vervollkommen begab er sich nach Breslau, wo er drei Jahre verweilte und sich mit der Zeit einen großen Kreis von Gönnern und Freunden erwarb, so daß er später in dieser Stadt stets seine zweite Heimat sah.

Hier war es auch, wo er 1634 seine ersten Gedichte verfaßte, die, meistens lateinisch, keinen literarischen Wert besitzen. Ihr Titel war „Deutsche und lateinische Gedichte“.

Auf die Empfehlung seines Landsmannes und Verwandten Martin Opiz hin begab er

sich am 7. Mai 1635 auf die Universität Rostock, die im Gegensatz zu vielen andern damals viel besucht war. Tscherning wurde dort ein eifriger Hörer des berühmten Professors Lauremberg. Da die Seinen jedoch, wie die ganze Stadt Bunzlau, infolge der Bedrückungen des dreißigjährigen Krieges plötzlich verarmt waren und ihn bei seinem Studium mit den nötigen Mitteln nicht unterstützen konnten, so mußte er es wohl oder übel abbrechen und heimkehren. So sehen wir ihn 1637 wieder in Breslau als Hofmeister in den besten Familien. Auch am Thorner Gymnasium war er einige Zeit tätig, ohne jedoch eine professio iuris anzunehmen, die man ihm aufzudringen suchte. In dieser Zeit aber lernte ihn der kaiserliche Rat Matthias Apelles von Löwenstern auf Langenhoff kennen, der auch als Dichter und Musikfreund bekannt ist, weckte in dem geistreichen jungen Manne die von ihm so verehrte Dichtkunst wieder und gab ihm die Möglichkeit auf die Rostocker Hochschule zurückzukehren. Bis zu seinem Tode bewahrte Andreas Tscherning seinem, von ihm viel besungenen Freunde und „Mezen“ eine stete dankbare Treue, was auch aus einer größeren Anzahl Briefen an ihn hervorgeht.

In die Periode seines zweiten Aufenthaltes in Breslau und die in Thorn fällt sein erstes bedeutenderes Gedichtwerk, das ihm die Freundschaft A. von Löwensterns und einen nicht

geringen Dichterruhm eingetragen hat. Es ist das 1642 erschienene Buch: „Deutscher Gedichte Fröling“, von dessen Inhalt aber schon manches vorher an die Oeffentlichkeit gedrungen war. In der Vorrede, die an Apelles von Löwenstern gerichtet ist, entschuldigt er sich über die Schwächen seines Werkes, die er als seines „Verstandes Mißgeburten“ bezeichnet, und bittet ihn, zu bedenken, daß nur das Drängen erlauchter Freunde ihn dazu vermocht, sowie daß seine Reime nicht immer die Folge einer dichterischen Erleuchtung gewesen seien, sondern er sich häufig gezwungen gesehen habe, um Geld Gelegenheitsgedichte zu verfertigen. „Wann etwas Ungleiches darinnen vorkommen wird, wollen Sie gedenken, daß ich etliches bey gutem Muthe, etliches betrübt und traurig, nicht weniges freiwillig, viel auff andrer Geheiß und gegebene masse der Zeit hin geschrieben, . . . wie ich ofters darüber geklaget, wenn ich dichten müssen nicht wozu ich selber Lust getragen, sondern was mir ist vorgeschrieben worden.“ Weiterhin meint er, der „Titel des Büchleins“ werde ihn „schon vorher entschuldiget haben“, da es seiner „Poesie Fröling“ sei. „Hoffentlich wird mit dem Sommer etwas reiferes herauskommen“. Und wirklich haben seine Poesien häufig das Geschmäckchen des Bestellten an sich, wenn auch selbst hierbei das eine oder andere immer noch für seinen dichterischen Geist Zeugnis ablegt; besonders sind manche tiefempfundenen Familien-Gelegenheitsgedichte zu nennen, wie:

Nichts kann länger hier bestehen  
Als die Unbeständigkeit.  
Welt und Weltlichkeit vergehen  
Und wir Menschen mit der Zeit.  
Sterben ist uns schon erkoren,  
Eher als wir seyn geboren.

Oder das Gratulationsgedicht auf Gabriel Luthers Namenstag:

Zu der Klugheit mische heute  
Bruder, kurze Thorheit ein.  
Dieses sind auch weise Leute,  
So nicht allzeit weise seyn:  
Was sich in den Zeiten schiebt  
Hat das beste Ziehl erblickt.

Schon ein Jahr früher, also 1641, hatte Eschering als Erzeugnis seines arabischen Studiums, das nur sehr wenig getrieben wurde, eine „Centuria pro verbiorum Alis imperatoris muslimici“ herausgegeben, die wohl auch manches beigetragen haben zu seiner derzeitigen Berühmtheit als Epigrammatiker. Einige Beispiele werden genügen:

Hat einer dir gedient, so zeig es vielen an,  
Schweig aber, hast du gleich bey andern was gethan.  
oder:

Was dein Sohn dir soll thun, thu deinem Vater an.  
Dein Kind thut, Vater, dir, wie deinem du getan.  
und endlich:

Wil dir das Glück wol, halt maß in Fröhlichkeit,  
Denn Freud ist nur Betrug und wäret kurze Zeit.

Trotz aller seiner „Getichte“ ist jedenfalls sein Hauptverdienst, in seinen Werken, die in einer für damals selten reinen Sprache geschrieben sind, wohlgelungene Bilder gewandt eingefügt zu haben:

Schöner Fröling, deine macht  
Hat den Feind der bunten awen  
Wieder in die Flucht gebracht.  
Daß wir jehund schwanger schawen  
Aller erden glieder zier,  
Schöner Fröling, kommt von dir.

Er ist wie auch sein mit ihm befreundeter Verwandter Skultetus, den Lessing erwähnt, in allem ein getreuer, aber verständnisvoller Nachahmer von Opitz und zwar nicht nur in geistiger, sondern auch in formeller Hinsicht.

Nach nochmaligem zweijährigem Studium wurde er am 12. Mai 1644 zum Magister der Philosophie promoviert und erhielt 14 Tage später die durch Peter Laurembergs Ableben freigewordene Professur. In dieser Stellung war er mehrere Male Rektor und Dekan der Universität und wirkte von Amtsgenossen und Studenten gleichermaßen geehrt bis zu seinem Lebensende.

Seine Gedichte in dieser Universitätszeit sind, trotzdem er „Professor der Dichtkunst“ war, ziemlich spärlich und beschränken sich auf: „Schediasmum liber unus“, eine 1644 erschienene Sammlung lateinischer Gelegenheitsgedichte, auf eine Erweiterung der Opitzschen Judith, 1646, und auf eine Art Fortsetzung seines „Frölings“, die aber — es sind einige wohlgelungene Epigramme darunter, wie die „Grabschrift eines Verleumders aus dem Lateinischen“:

Hier liegt, der jedermann so fertig war zu schmähen,  
Der bey dem Nachbar viel, zu Hause nichts gesehen,  
Hier Maulwurff, dorte Luchs, kein Mensch, ein wildes  
Schwein,

Was zwar den Mund betrifft, ein Hund, was Zähne seyn.  
Die Zung? ein' arge Schlang auff guter Leute Schmerzen,  
Ein Lamm zwar in der Haut, jedoch ein Wolff im Herzen.  
O Leser, eile doch von himen bald fürbey  
Daß dir auch etwan nicht die Asche giftig sey,

sowie das dramatische Gedicht „Lazarus' Auferweckung“, das eine Analogie bildet zu „Christi Auferstehung“ im „Fröling“, und viele Gelegenheitsgedichte — doch das im „Fröling“ dargebotene kaum überbieten und die der schon damals von schwerer Krankheit heimgesuchte Dichter deshalb in Selbsterkenntnis bescheiden nur „Vortrab des Sommers deutscher Getichte“ nannte. Das an „Herrn Hansen, Erben zu Norwegen“ usw. gerichtete Einleitungs-gedicht hat 4 Verse von denen der erste und der letzte also lauten:

Wann der bunte Lenz vergangen  
Als der Mahler dieser Welt,  
Zeigt der Sommer seine Wangen  
Und der Früchte reiches Feld,  
Hebet wieder an von neuem  
Vieh und Menschen zu erfreuen.



Lobt nicht alles dein Gesichte  
Held, so falle dir nur ein,  
Daß zur Sommerszeit die Früchte  
Nicht allzeit gleiche sein.  
Wenn oft eine wohl belieben  
Ist die andre stecken blieben.

Er nannte das Buch nur Vortrab, weil er die Wünsche derer, die sein „Früling“ begeistert, nicht verlegen wollte, da sie seiner Versprechung gemäß im „Sommer“ noch besseres erwarten durften (Rostock 1655).

Im Jahre 1658 gab er noch ein theoretisches Werk heraus: „Unvorgreifliches Bedenken über etliche mißbräuche in der deutschen Schreib- und

Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterey. Lübeck, in Verlegung von Michael Volken“, worin verschiedene nützliche Bemerkungen über Rechtschreibung, Etymologie und Syntax enthalten waren und dem als Anfang angefügt war: „Kurzer Entwurf oder Abriß einer deutschen Schatzkammer von schönen und zierlichen poetischen redensarten, Umschreibungen und deren Dingen, so einem getichte sonderbaren glanz und anmuth geben können“, eine für die Praxis alphabetisch geordnete Zitaten-sammlung, größtenteils aus Opitz und Flemming. Dies, sowie eine 1654 in Rostock veröffentlichte Sammlung von „Pro-  
vorbria arabica“ wie z. B.:

Ein Wort herausgeredt, das herrschet über mich,

Ein Wort noch nie gesagt,  
deselben Herr bin ich.

und:

Mit Thoren hebe du nicht Freundschaft an zu üben!  
Ein Thor ist selbst sein Feind, wie sollt er andre lieben?  
oder:

Den Schwächer höre nicht, auch nimm ihn nicht ins Haus.  
Denn wer viel Zeitung bringt, trägt viel auch wieder aus,  
sind seine bekanntesten Werke, wenn gleich noch  
mehrere aus seiner Feder stammen, die in  
deutsch, lateinisch, griechisch, französisch und

arabisch abgefaßte Epigramme enthalten und  
teils prosaischer, teils poetischer Art sind.

Im allgemeinen haben Tschernings Gedichte eine Eigenschaft, die man auch bei den Oden des Horaz findet: Sie gehen aus oder enden mit einer speziell privaten Angelegenheit desjenigen, an den sie gerichtet sind, während das übrige mehr allgemeinen Sinn hat.

In der Buzslauer Tscherningiana ist ein großer Teil seines Briefwechsels mit den bedeutenden Männern seiner Zeit enthalten und zeigt Tschernings hervorragende wissenschaftliche Bildung. Und daher kann es nicht wundernehmen, wenn einer seiner Freunde von ihm sagt: Hic erit Opitio par, nisi maior erit. Und wenn Kahlerl seinerseits in seiner Literaturgeschichte Schlesiens sagt, daß Luther im 16., Opitz im 17. und Goethe im 18. Jahrhundert die Kulminationspunkte literarischen Geistes gewesen seien, die Deutschland hervorgebracht, so beweist dies, daß auch Tscherning nicht so unbedeutend war, wie er selbst sich in allzu großer Bescheidenheit und die jetzige Welt ihn darzustellen sucht; man muß sich halt in die damals für „Poeterey“ nicht allzu günstigen Zeitläufte versetzen, die der große Krieg mit sich gebracht.

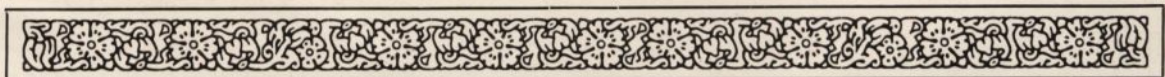
Nachdem er sich 1644 mit Katharina, der Tochter des Lübeckers Johannes Marsilius, verheiratet hatte, die ihm 1645 einen Sohn

Andreas und 1647 eine Tochter Katharina geschenkt, starb er nach dreijährigem schweren Leiden am 27. September 1659, selbst ein treffendes Beispiel eines seiner Sprüche, der heißt:

Zu lernen wünscht ein Mensch bis auff die letzte Stunde,  
Beym Socrates verblieb, bis an den Tod, der Fleiß.  
Doch Wissenschaft befreyt uns nicht vom Todes-Bunde:  
Die höchste Weißheit ist, wer recht zu sterben weiß.



Andreas Tscherning  
Professor der Dichtkunst  
1611—1659



# Naturwissenschaftliches aus Oberschlesien

Von Friß Herrmann in Beuthen O/S.

Mit 5 Abbildungen

Kein Gau ganz Schlesiens dürfte in naturwissenschaftlicher Beziehung so gesegnet sein, eine solche Mannigfaltigkeit aufzuweisen haben, als Oberschlesien. Ich will vorweg darauf aufmerksam machen, daß Oberschlesien Fundquellen einzelner wenig verbreiteter Pflanzen und Tiere besitzt. So findet sich im Beuthener Stadtwald der herrliche Frauenschuh, Deutschlands schönste Orchidee. Bei Trockenberg wurde vor einigen Jahren die Schlingnatter, *Coronella austriaca*, gefangen, und 1907 wurde bei Antonienhütte das ziemlich häufige Vorkommen der roten Posthornschnecke, *Planorbis corneus var. rubra*, festgestellt, welche sonst nur bei Hamburg und vereinzelt in Brandenburg zu finden ist.

Die folgenden Ausführungen sollen sich dem entomologischen Gebiete und der Wasserflora zuwenden, da in dieser Beziehung Oberschlesien am meisten verkannt und unterschätzt wird.

Die Fauna Europas, speziell die Insektenfauna, erhebt sich, was Mannigfaltigkeit der einzelnen Arten betrifft, einer Welle vergleichbar, von Norden nach dem Süden zu. Gleichzeitig kann man feststellen, daß die Individuenzahl von Südosten nach Nordwesten herabsinkt. Darf ich mir ein Bild erlauben, so würde also Schlesien überhaupt ungefähr in der Diagonale liegen, welche dieses Parallelogramm der Kräfte durchzieht. Ist das theoretisch bereits eine günstige Tatsache, so kommt für Oberschlesien hierzu noch sein, teilweise an Vorgebirgsformation grenzender Charakter. Weitere vorteilhafte Momente sind der Anschluß Oberschlesiens im Süden an Gebirge durch ansteigende Höhen und an Rußlands Hochebene durch mächtige Forsten auf der rechten Oberseite. Neben einer idealen Abwechslung von Feld und Wald, Wasser und Land bilden namentlich die mit einer üppigen Wildnis niederer Pflanzen bedeckten Bruchfelder des Industriebezirks für Legionen von Raupen, Käferlarven und verwandte Lebewesen eine schrankenlose Lebensbahn. Ferner bieten die in Oberschlesien oft anzutreffenden Lustgärten der Magnaten, die Promenaden der Städte, Sommerfrischen und Badeorte, die vielen, meist mit Laubbäumen bepflanzten Landstraßen und die zahllosen, blumenreichen Eisenbahndämme das, was zu einem wahren Eldorado für alles „was da krecht und fleucht“ nur immer gehören mag. Ja, und der Hüttenrauch? — Die Entomologen sind froh, wenn sie die im Emanuelsegener Eichenwald erbeuteten Hirschkäfer oder die auf den blumigen Abhängen der Bischofskoppe ge-

fangenen Zygaenen oder Blutfleckfalterchen mit dem die furchtbare Blausäure bergenden Cyankalium töten können. Was ist gegen dieses Hüttenrauch? Auch die Millionen elektrischer Lampen, welche ihren Einzug in viele Städte und Dörfer gehalten haben, erscheinen mir für die Insektenwelt nicht allzu gefährlich; vernichten sie wohl manch lustiges Insektenleben, bilden sie doch auch vielbesuchte Rendezvousplätze, manches sonst meilenweit getrennte Pärchen zusammenführend, das den Tod der Gefallenen hundertfach aufwiegt. Außerdem sind gerade die vielen Bogenlampen Oberschlesiens die vorzüglichsten Quellen und Stellen, an welchen der Entomologe Studien mit solcher Gründlichkeit betreiben kann, wie sie kein noch so teures Werk zu vermitteln vermag.

Diesen kurz skizzierten Bedingungen entsprechen in der Wirklichkeit auch die Jagderfolge eines eifrigen Entomologen. Es gehörte aber ein großer Raum dazu, wollte ich alle einzelnen Arten durchgehen. Bemerken will ich zunächst nur, daß in Oberschlesien alle für das übrige Deutschland charakteristischen Schmetterlinge (z. B. Schwalbenschwanz, Ligusterschwärmer etc. etc.) in reichlicher Anzahl vorhanden sind. Indes scheint der sonst so häufig citierte Baumweißling, *Aporia crategi*, bei uns nur ein Zigeuner zu sein; er ist sehr selten und auf der rechten Oberseite scheinbar verschwunden. Bemerkenswert ist es aber, konstataren zu können, daß auch solche Arten, welche von Fachentomologen wie Professor Hoffmann, Dr. Arnold Spuler u. a. mehr dem Süden oder anderen Bezirken zugewiesen werden, schon lange Heimatrecht in Oberschlesien genießen. So steht es fest, daß der im Dr. Staudinger-Katalog mit 12 Mark ausgezeichnete Augsburgs Bär, *Pericallia matronula*, in der Falkenberger Gegend vorkommt. Im Industriebezirk zerstreut erscheint alljährlich im Frühjahr der vielen Gegenden Deutschlands fehlende *Pamphila silvius*, ein zu den Kommafalterchen gehörendes Tierchen. In den Forsten bei Beuthen, Tarnowitz, Gleiwitz und Rattowitz sind in der letzten Zeit einige ganz hervorragende Seltenheiten festgestellt worden: *Selenephara lunigera* und deren *Aberration lobulina*, die so wenig verbreitete Lannenglucke, ferner *Stauropus fagi*, der Buchenspinner, dessen Raupe infolge der übermäßig langen Vorderbeine eine der absonderlichsten Larvenformen bildet und endlich die herrliche, grüne Kreuzeuhe, *Jaspidea celsia*, welche sonst nur in Brandenburg vorzukommen scheint. In

Gleiwitz erbeuteten einzelne Herren am elektrischen Licht den in ganz Deutschland äußerst seltenen Sabelschwanz, *Cerura bicuspidis*. An der im ganzen Gebiete verbreiteten Sumpfheidelbeere, *Vaccinium uliginosum*, leben die Raupen der sonst nur Deutschlands Gebirgsmoore bewohnenden Sumpfheidelbeerspanner, *Rhyaria melanaria* und Sumpfheidelbeerfalter, *Colias palaeno*. Alljährlich werden von Oberschlesien aus eine große Zahl Raupen, Falter und Puppen der hier geradezu häufigen, sonst aber nicht überall in Deutschland vorkommenden Schillerfalter, *Apatura iris*, *ilia* und *clytil* und des großen Eisvogels, *Limentis populi*, verkauft. Daß selbst echte Südländer sich bei uns wohl fühlen, beweist das häufige Vorkommen des sagenumwobenen Totenkopfs, *Acherontia atropos*. Ja, bei Hultschin fand man vor einigen Jahren auf Oleander ein ganzes Nest von Oleanderschwärmerraupen, *Daphnis nerii*, denen das Laub hier gerade so gut bekam, wie in ihrer eigentlichen Heimat Dalmatien. Im Jahre 1906 wurde bei Tarnowitz sogar ein Exemplar des so überaus seltenen Frauenstroschwärmers, *Deilephila livornica*, erbeutet. Und wer ist der Meister, der all die andern hundert Arten Tagfalter, Schwärmer, Spinner, Eulen und Spanner kennt, welche eine einzige längere Exkursion durch Oberschlesiens vielfachgestaltete Gauen in die Sammelkasten bringt?! Nicht unerwähnt will ich noch lassen, daß, da Oberschlesien in geologischer Beziehung sehr mannigfaltig ist, eine Menge Lokalformen vorkommen (z. B. das ebenso schöne als seltene Widderchen, *Cygaena aberrationis* *aecus*, auf dem Kalkfelsen des Segethberges bei Beuthen), welche eben sonst nur ganz bestimmten Gegenden im Deutschen Reiche zugeschrieben werden müssen. Ich denke, an den wenigen Beispielen, deren Zahl sich ganz erheblich vergrößern ließ, dargetan zu haben, daß Oberschlesiens Schmetterlingsfauna gewiß eine hohe und gründliche Beachtung verdient.

Ein Blick auf die Karte, mehr noch aber eine Wanderung durch Oberschlesien überzeugt uns von seinem Reichtum an Teichen, Tümpeln und Wasserläufen aller Art. Rationelle Teichwirtschaften sind jedoch verhältnismäßig wenig anzutreffen (bei Pleß, Sohrau, Peiskretscham u. s. w.). Ist es auch eine Hauptfrage der Verwaltungen, viele Teiche der Durchbruchgefahr wegen zu beseitigen, so entstehen doch im Industriebezirk alljährlich eine Menge neuer Tümpel auf den zu Bruche gehenden Feldern. Hierzu kommt noch, daß bei den vielen Erzwäschern größere Schlammteiche angelegt werden, an deren Ufern Kalmus, Igelkolben, Schilf, Rohr und Sumpfschachtelhalm üppig gedeihen. Erwägt man ferner, daß Ober-



Abb. 1. *Trapa natans* a. Nuss

schlesien eine Zugstraße für viele Wandervogel\*) ist, so wird man erkennen, daß auch für die Wasserflora gerade Oberschlesien ein sehr günstiges Gebiet bildet. In der Tat entsprechen dem auch die Funde, von welchen ich einige beachtenswerte hervorheben will.

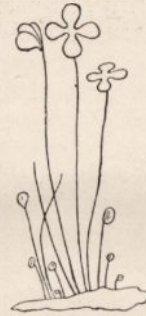
Zunächst dürfte die einzige Tatsache interessieren, daß von den 18 schlesischen Laichkräuterarten allein 13 in Oberschlesien vorhanden sind. Ferner finden sich aber gerade in unserem Gebiete einzelne Wasserpflanzen, welche auch sonst überall nur selten auftreten dürften. Hierher gehört vor allem eine kleinere Form der bekannten weißen Seerose, *Nymphaea alba*, die mit blutroten Nebenstrahlen geschmückte *Nymphaea candida*. Sie findet sich in dem Mühlteiche bei Schakanau. Die im Aussterben begriffene Wassernuß, *Trapa natans*, (Abb. 1) früher ein Volksnahrungsmittel, jetzt bereits in ganz Deutschland sehr stark zurückgegangen, findet sich in Oberschlesien immer noch öfter, so bei Neu-Berun, Rybnik, in den vom Stolabach und der Malapane gebildeten Teichen und in letzter Zeit auch in Tümpeln bei Randzin. Eine der interessantesten Wasserpflanzen findet hier in Oberschlesien die Nordwestgrenze ihrer Verbreitung: es ist dies die in Südeuropa beheimatete fleischfressende Blasenpflanze *Aldrovandia vesiculosa* (Abb. 2).

Sie schwimmt wie der bekannte Wasserfischlauch, *Utricularia vulgaris*, dicht unter der Oberfläche, besitzt keine Wurzeln und treibt im Hochsommer weiße Blüten über das Wasser empor. Der Kleintierfang geschieht bei dieser Pflanze durch die Blätter, welche, sobald ihre zahlreichen Borsten von einem kleinen Lebewesen berührt werden, zusammenklappen. Die *Aldrovandia* vermehrt sich durch Brutknospen, deren Entwicklung ein reizendes Schauspiel gewährt. Im Jahre 1851 entdeckte diese merkwürdige Pflanze der Apotheker Hausleutner

\*) Auf deren Tätigkeit dürfte das Vorkommen des von Professor Schube-Breslau bei Beuthen konstatierten See-strands-Steintrauts, *Lobularia maritima*, zurückzuführen sein, welches sonst die istriische Küste schmückt.

bei Rybnik und Pleß. Professor Arndt hat sie auch für die Ratiborer Gegend festgestellt. Sie tritt ferner noch auf bei Sohrau und Neuhammer unweit Proskau. Ebenso beachtenswert wie die Entdeckung Hausleitners ist der seit 1871 nachgewiesene Fund des Wasser-Kleefarns, *Marsilia quadrifolia* (Abb. 3), bei Rybnik. Das niedliche Pflänzchen, welches bereits vielfach in Aquarien gehalten wird, besteht aus einem kriechenden Rhizom, aus welchem dünne Stengelchen emporsteigen, die vier eirunde Blättchen tragen. Diese eigenartige Wasserpflanze, welche Verwandte in Nordamerika und Australien besitzt, findet sich in Deutschland nur noch in der Pfalz. Ihr eigentliches Gebiet ist Südeuropa, Asien und Nordafrika. Das Nixkraut, *Najas*, welches meist nur den Boden größerer Seen des östlichen Norddeutschland bedeckt, ist auch bei uns und zwar im Gottartowitzer Hüttenteich und im Jaroschowitzer Teich bei Berun festgestellt worden. Von weiteren selteneren Wassergewächsen unseres Gebietes will ich nur noch folgende erwähnen: die Krebschere oder Wasseralve, *Stratiotes aloides*, bei Sohrau, den Sannenwedel, *Hippuris vulgaris*, in der Brinika und Przemsa, die Wasserfeder, *Hostonia palustris*, bei Halemba und Oppeln, das Quellmoos, *Fontinalis antipyretica* (Abb. 4) und die schwimmende *Salvinia natans* (Abb. 5), bei Rattowitz. Ein gewisses retardierendes Moment für die Ausbreitung unserer Wasserflora bildet weniger das Schmutzwasser mancher Fabriken, als vielmehr die aus Amerika verschleppte Wasserpest, *Elodea canadensis*, welche in unglaublicher Dichtigkeit namentlich den Klodnikanal, die Przemsa und viele Lehmümpel erfüllt, alles andere floristische Leben erstickend.

Obwohl selbst kein geborener Oberschlesier, erkannte ich doch sehr bald, als das Schicksal mich hierher verschlug, in welsch reichem faunistischen und floristischen Gebiete ich bin. Ebenso habe ich auch bald gefunden, daß der Oberschlesier sich bei dem Rauch der Schloten, beim Rasseln der Räder und Dröhnen der Hämmer, bei all dem nervenzehrenden Jagen im Industriebezirk doch noch ideales Streben erhalten hat. Von diesem Gedanken getrieben, habe ich es unternommen, die ober-schlesischen Naturfreunde näher zusammenzubringen. So rief ich im Jahre 1902 den „Entomologischen Verein Oberschlesien“ und 1907 den „Najas, Verein der Aquarien- und Terrarienfrennde Oberschlesiens“ ins Leben. Beide Vereine sind von dem Streben beseelt, Oberschlesien in naturwissenschaftlicher Beziehung gründlich zu erforschen, dem leider oft zu beobachtenden Vandalismus entgegen zu arbeiten und die sinnige Naturbeobachtung in weitere Kreise zu tragen. Auch das ist Kulturarbeit an des Reiches Ostmark!

Abb. 2 *Aldrovandia vesiculosa*Abb. 3 *Marsilia quadrifolia*Abb. 4 *Fontinalis antipyretica*Abb. 5 *Salvinia natans*



Die Grottowskische Waisenanstalt zu Lublinik

## Die Grottowskische Waisenanstalt zu Lublinik

Von Ludwig Grabinski in Schomberg O.-S.

O Elternliebe, selig Wort,  
Du Schatz von tausend Schätzen;  
Ihr armen, blassen Kinder dort,  
Wer kann euch denn ersehen?  
(Ferd. Stolle.)

Heute bildet der oberschlesische Industriebezirk einen beträchtlichen Bestandteil der deutschen Industrie und die Erzeugnisse des oberschlesischen Industriefleißes finden Absatz nach den verschiedensten Richtungen des Weltmarktes. Was hier seit kaum einem Menschenalter geschaffen wurde, das haben wir nicht zum geringen Teil jenen Männern zu verdanken, welche durch Fleiß, Ausdauer und betriebstechnische Reformen für die Entwicklung der Industrie vorbildlich und bahnbrechend gewesen sind. Männer wie Graf Reeden, Franz Winkler, Grundmann, Godulla, Borßig, Georg v. Siesche u. a. waren die eigentlichen Kultur-Pioniere des oberschlesischen Industriebezirks. Nicht nur die bedeutendsten Betriebsanlagen sondern auch zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen verdanken diesen ihre Entstehung.

Eine Ehrentafel in der Geschichte Oberschlesiens gebührt auch einem Manne, dessen Beruf und Bildungsgang ihm zwar keinen Platz in der Steinkohlengrube oder Eisenhütte zuweisen konnte, der aber durch seinen Edelsinn und seine Menschenfreundlichkeit sich einen unvergäng-

lichen Denkstein gesetzt hat. Es ist dies der Stifter der Erziehungs- und Waisenanstalt in Lublinik, der Königlich Preussische Justizrat Franz von Grottowski. Er wurde am 8. Oktober 1733 zu Ollschin im Kreise Lublinik als Sohn des Besitzers des Rittergutes geboren. Das Rittergut Ollschin, das heute einen Bestandteil der Majorats Herrschaft Roschentin bildet und dem Prinzen Gottfried zu Hohenlohe-Ingelfingen auf Roschentin gehört, bestand damals aus den Ortschaften Ollschin und Kallina und aus umfangreichen Forsten.

Das Dörfchen Ollschin hat meist sandigen Boden und die Bevölkerung daselbst nährt sich kümmerlich von der mageren Ackerholle. Bei der Bodenbeschaffenheit des Ortes war an einen landwirtschaftlichen Betrieb im großen Maßstabe nicht zu denken, aber auch die Forsten konnten bei den damaligen billigen Holzpreisen keine bedeutenden Erträge geliefert haben, und es müssen daher andere Gründe zur Ansiedelung eines an Gesellschaft und Bequemlichkeit gewöhnten Mannes in einer öden und einsamen Gegend maßgebend gewesen sein.

Gewiß auch! Die Forsten in Ollschin lieferten nicht nur Holz und Wild, sondern der Boden enthielt auch Eisenerze. Freilich ist diese Tatsache der jetzigen Generation jener Gegend

entweder gar nicht oder nur teilweise bekannt und doch ist dem so. In der Nähe von Ollschin, in den Forsten auf Boronow zu, sieht man heute noch eine Menge kleiner Erdhalben, welche durch Erzförderung entstanden sind, und in Chwostek und in Mochalla befanden sich Hochöfen. Eine große Schlackenhalde in Chwostek legt Zeugnis ab von einer entschwindenden Industrie, welche trotz der schwachprozentigen Eisenerze aber bei den billigen Arbeitskräften damals möglich war.

Außerdem enthielten die Ollschin'er Forsten eine Unmenge großer Teiche, deren Fischreichtum in die Klöster zu Czenstochau und sogar bis nach Krafau wanderte. Man sieht, die Umgebung der „Sandbüchse“ barg eine außerordentlich ergiebige Einnahmequelle, und dieser Umstand bedingte auch einen entsprechenden gesellschaftlichen Verkehr, dessen Mittelpunkt Fr. v. Grottowski bildete.

Nachdem Franz von Grottowski seine Studien beendet hatte und später den Charakter eines Rgl. Preußischen Justizrats erhalten, übernahm er das väterliche Gut Ollschin. Da seiner Ehe Kindersegen versagt geblieben war, so war es nur natürlich, daß sich der Justizrat v. Grottowski in der einsamen Gegend nicht wohl fühlen konnte, weshalb er das väterliche Gut verkaufte und im Jahre 1784 die Herrschaft Lublinik erwarb. Nach dem Tode seiner ersten Gattin vermählte er sich zum zweiten Male mit Fräulein Maria Anna von Blacha, doch auch diese Ehe blieb kinderlos.

Franz von Grottowski war ein hagerer großer Mann mit sympathischen Gesichtszügen. Als Grundherr und Patrimonial-Richter hatte er oft Gelegenheit, nicht nur seinen strengen Gerechtigkeitsinn, auch seine Herzengüte den Armen und Bedrängten gegenüber leuchten zu lassen. Besondere Zuneigung brachte er kleinen Kindern entgegen, die er oft bei ihren Spielen belauschte und nicht selten mit kleinen Geschenken überraschte. Arme, aber befähigte Kinder, zumal wenn sie Waisen waren, durften sicher auf seine Unterstützung rechnen und waren seiner besonderen Fürsorge sicher. So trocknete der edle Mann manche Kindesträne und stillte manches herbe Leid schon bei Lebzeiten, aber nach seinem Tode sollte ein unvergängliches Denkmal von seiner Herzengüte und seinem Edelmut Zeugnis ablegen.

Als der Rgl. Preuß. Justizrat Fr. v. Grottowski am 11. Juli 1814 starb, hinterließ er 27 650 Morgen Forsten und mehrere Rittergüter. Die Immobilien des v. Grottowski'schen Nachlasses wurden auf 176,000 Taler geschätzt, für damalige Verhältnisse immerhin ein bedeutendes Vermögen. In seinem Testament vom 22. August 1812 bestimmte der Testator, daß seine

Gemahlin nur den lebenslänglichen Nießbrauch erhalten, nach ihrem Tode aber drei Viertel seines Nachlasses zur Stiftung einer Wohltätigkeits-Anstalt verwendet werden sollten. Er sagt darin wörtlich: „Nach dem Tode dieser meiner Universal-Erbin will ich eine Erziehungsanstalt im Schlosse von den Revenuen meines, vermöge gedachten Inventarii gebliebenen Nachlasses etabliert haben; eine Hochlöbliche Regierung aber hiermit um deren Errichtung ich sehr bitte. Diese Erziehungsanstalt soll aus Knaben und Mädchen vom 9. Jahre ihres Alters an bestehen, sie mögen adligen oder bürgerlichen Standes, katholisch, evangelisch oder reformiert sein. Bei Ausgang des 16. Jahres ihres Alters werden sie die Erziehungsanstalt zu verlassen haben. Diese Erziehungsanstalt soll die Grottowski'sche heißen. Den zu erziehenden Kindern soll die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe sowie der Gehorsam gegen die Gesetze bestens eingeprägt werden.“

Nachdem die Stiftung vom König Friedrich Wilhelm III unter dem 2. Januar 1820 genehmigt und diese sodann 1826 durch den Tod der Witwe des Herrn von Grottowski in den Besitz ihres Vermögens gelangt war, wurde 1832 die Herrschaft für 171 000 Thlr. an den Grafen Renard in Gr.-Strehlitz verkauft, während ein Areal von 30 Morgen für die zu errichtende Anstalt und den dazu gehörigen Garten reserviert blieb.

Der Bau der Anstaltsgebäude hat sich um 10 Jahre verzögert. Nun wurde mit der Ausarbeitung des Bauplanes der Rgl. Bauinspektor Beckmann in Kreuzburg O.-S. und mit der Ausführung des Baues der Maurermeister Böhme, ebenda, betraut. Am 11. Juli 1843, dem Todestage des Stifters, wurde der Grundstein zum Hauptgebäude der Anstalt in feierlicher Weise gelegt. In den Grundstein wurden 2 Porzellanplatten, die eine mit dem Wappen des Stifters, die andere mit einer perspektivischen Ansicht des Institutsgebäudes versehen, versenkt. Außerdem wurden darin 4 verschiedene Glaszylinder, welche die auf Pergament geschriebenen Urkunden sowie Probestücke der damals kursierenden Münzsorten enthielten, niedergelegt.

Im Herbst des Jahres 1847 war der Bau der Anstalt beendet. Die Frontseite des dreistöckigen Hauptgebäudes war 25 m lang, an welche sich zwei ebenso hohe und lange Seitenflügel anschließen. In der Mitte der Vorderfront des Hauptgebäudes befindet sich das Hauptportal mit großer Freitreppe. Ueber den sieben großen Bogenfenstern des zweiten Stockwerkes stehen in goldenen Lettern die Worte:

GROTTOWSKI'S ERZIEHUNGSANSTALT,

Der Koſtenaufwand des Baues betrug 80378 Taler 16 Silbergroſchen 7 Pfg.

Das erſte Stockwerk enthält außer den Wohnräumen des Direktors und des erſten Lehrers einen Speiſeſaal, die Kanzlei- und Kaſſenräume ſowie 3 Krankenzimmer. Im zweiten Stockwerk liegen zwei große Arbeitsſäle, ein Beſſaal, 2 Lehrzimmer, eine Krankenſtute und ein Bibliothekszimmer, während im dritten Stockwerk Schlafſäle und Garderobenſtuben für 100 Köpfe ſich befinden.

Der 12 Morgen große Garten enthielt außer einer Baumſchule und mehreren Abteilen für Gemüse und Obſt auch eine Maulbeeranlage, da die Seidenraupenzucht in der Anſtalt viele Jahre hindurch, namentlich von 1854—1873, eifrig gepflegt wurde.

Am 8. Oktober 1848 wurde die Erziehungsanſtalt durch den Königl. Regierungspräſidenten, Grafen Pückler, feierlich eröffnet und dem Direktor Stephan die Leitung derſelben übertragen.

Im erſten Jahre ihres Beſtehens traten in die Anſtalt 16 Zöglinge aus dem Breslauer, 14 aus dem Liegnitzer und 16 Zöglinge aus dem Opperner Regierungsbezirk ein, da die etatsmäßigen Stellen nach dem Grundgeſetz des Stifters von den beteiligten drei Regierungen der Provinz möglichſt gleichmäßig beſetzt werden ſollen. Aufnahme finden nur geſittete, körperlich und geiſtig bildungsfähige Knaben und Mädchen chriſtlichen Glaubens vom 9. bis 16. Lebensjahre ohne Unterſchied des Standes aus der Provinz Schleſien, denen die Mittel zu ihrer Erziehung und Unterhaltung fehlen.

Das Stammkapital hat durch erzielte Erſparniſſe eine Höhe von 800,000 M. erreicht.

Welche ſegensreiche Tätigkeit die Grottowskiſche Erziehungsanſtalt bisher entwickelt hat, iſt aus folgenden Angaben leicht zu entnehmen.

Seit dem Jahre 1886 hat die Anſtalt 3 aufſteigende Klaſſen, in denen ſie das Ziel einer dreiklaſſigen Volkſchule nicht nur erreicht, ſondern meiſt überholt. Außer den Lehrgegenſtänden der Volkſchule hat die Anſtalt noch ein anderes umfangreiches Penſum zu erledigen. Die Knaben werden im Sommer im Gartenbau, im Winterhalbjahr aber im Handfertigkeitſunterricht geübt als: Papp-, Laubſäge- und Hobelarbeit, Stroh- und Korbflechterei, und gerade dieſe Arbeiten ſind geeignet, gegen die geiſtige Ueberanſtrengung unſerer Jugend einheilſames Gegengewicht zu bilden. Diejenigen

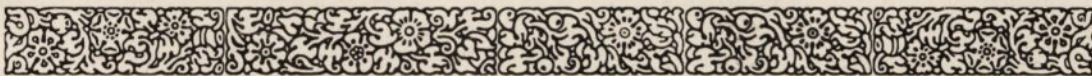
Knaben, welche ſich dem Lehrfache widmen wollen, erhalten Unterricht im Flügel- und Violinſpielen. Die Mädchen lernen außer den bekannten weiblichen Handarbeiten die notwendigſten Arbeiten im Haus, in Koch- und Waſchküche.

Da die einzelnen Klaſſen der Anſtaltſchule nur ſchwach beſetzt ſind und der Unterricht daher ſich mehr individuell geſtalten kann, da ferner die Vorbereitungen der Schüler auf die Unterrichtſtunden regelmäßig und unter geeigneter Aufſicht erfolgen und daher ein ſtufenweiſer Fortſchritt der Schüler ermöglicht wird, ſo ſind die unterrichtlichen Erfolge der Anſtalt im allgemeinen beſſere als an Volkſchulen gleichen Systems oder an mehrſtufigen Volkſchulen mit überfüllten Klaſſen.

In letzter Zeit wurde in der Grottowskiſchen Erziehungsanſtalt eine ſehr lobenswerte Neuerung eingeführt, nämlich dieſe, daß neben den etatsmäßigen Waiſenkindern auch „Pensionäre“ (alſo Nichtwaiſen) gegen eine jährliche Zahlung von 300 Mark aufgenommen werden, wofür dieſe Beköſtigung, Bekleidung und Unterricht in allen Lehrgegenſtänden der Volkſchule und in der Muſik erhalten. Dieſe Einrichtung wird beſonders gern von ſolchen Knaben benutzt, welche ſich dem Schulfach zu widmen beabſichtigen, und alljährlich entſendet die Anſtalt eine Anzahl Knaben in katholiſche und evangeliſche Präparandeen.

Daß eine Erziehungsanſtalt nicht allein den Unterrichtsbetrieb im Auge zu behalten hat, ſondern das Hauptgewicht auf die erziehliche Seite legen muß, verſteht ſich von ſelbſt. Sie muß neben der Ausbildung der intellektuellen Kräfte durch beſondere Mittel eine echte Willens- und Herzensbildung ihrer Zöglinge anzutreiben ſuchen, ſie muß Herz und Gemüt für alles Gute und Edle nicht nur empfänglich machen, ſondern den Willen nach dieſer Richtung hin ſtählen, damit dem guten Willen auch die gute Tat folge. Und fürwahr, die Grottowskiſche Erziehungsanſtalt hat nach jeder Richtung hin ihre Pflicht vollauf getan, und der derzeitige Leiter der Anſtalt (ſeit 1886), Direktor Jurock, hat ſich gerade nach der erziehlichen Seite hin unbeſtrittene Verdienſte um die Anſtalt erworben.

Wie aus den Anſtaltsakten erſichtlich, haben von 900 Zöglingen, welche in der Anſtalt erzogen worden ſind, nur 10 den Weg des Verderbens eingeklagen.





## Kindheitstraum

Manchmal wenn in der Dämmerzeit  
Großstadtkinder beim Spielen singen,  
Höre ich ferne ein feines Klingen  
Aus verblühter Vergangenheit.

Und es fliegt über Lärm und Ruß und Staub  
Mein Träumen wieder nach freien Feldern,  
Die Kindheit lacht aus rauschenden Wäldern,  
Und bunte Märchen träumt sich das Laub.

Und ein einfaches, schlichtes, starkes Lied,  
Das schon die Urgroßväter gesungen,  
Ist über mein Dörfchen hinausgeklungen,  
Das feierlich still im Abend glüht. — —

Einmal das wiederseh'n!  
Einmal noch durch die Dörfer fahren,  
Wenn spielende Kinder in hellen Haaren  
Jauchzend am Rande der Straße stehn!

Hans Herbert Ulrich





# Wie sich das Heinala mit dem Himmelreich ausföhnte

Von E. von Gregory in Berlin

Er war ein kleiner kerngesunder Junge von sieben Jahren, mit feuerrotem Haar und lustigen Blau-Augen. Seine Mutter bewohnte mit ihm ein Witwenstübchen des Gemeindehauses. Das Heinala war ihr Jüngstes von achtzehn. Seine Geschwister verdienten bereits alle ihr Brot, und daß dieser kleine Nachkömmling ihr noch immer auf der Tasche saß, blieb für seine Mutter ein nie versiegender Quell des Jammers. „Denn woas solle moal aus dem Jungla war'n, wann ich uff'm Kerchhofe lieg“, pflegt sie schluchzend zu fragen. Das Heinala wurde mit Kartoffeln und Eichorien-Raffee, mit vielem Schelten und Püffen aufgezogen. Es ging meistens zerlumpt und immer ungewaschen einher und schien stets an einem unstillbaren Hunger zu leiden, aber einen vergnügtern, zufriedeneren, kleinen Jungen als ihn, konnte es auf dem weiten Erdenrund nicht geben. So bald er mich sah, schoß er einen Purzelbaum um meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und schrie mit gellender Stimme: „Fräulein Anneliese, wann is denn Weihnachten? Wann dürfen wir eis Schluß? — Manchmal lief er auch ein großes Stück hinter mir her, ohne ein Wort zu sagen, aber mit lachendem, glücklichem Gesicht.

„Heinala“, fragte ich ihn, als er mich wieder einmal begleitete. „Was wirst du denn werden? Er besann sich keinen Augenblick: „Fleischer!“ —

„So, warum denn grade Fleischer?“ Sein ohnehin schon nicht kleiner Mund erweiterte sich zu einem ungeheuren Grinsen:

„Da eß ich immer und immerfurt Wurscht!“

„Willst du noch immer Fleischer werden?“ erkundigte ich mich einige Tage später. Er schüttelte energisch den Kopf:

„Nä, Bäcker; da eß ich Semmel und Kuchen und Rihla, so viel ich nur schlingen kann!“ — Als er aber einmal in unsern Garten beim Obst-auflesen helfen durfte, gestand er mit tiefem Seufzer, er wolle „Schluß-Gartner“ werden „von wegen der wunderschienen Aperia!“

Der ganze, kleine Mensch sprühte förmlich vor Leben und Lebenslust. Ich konnte es kaum fassen, als es eines Tages hieß, das Beselt-Heinala habe sich beim Purzelbaumschießen innerlich verlegt und müsse sterben.

Er war bei vollem Bewußtsein, als ich zu ihm kam, auch die Schmerzen schienen nachgelassen zu haben, nur ganz und gar verändert kam mir das kleine Gesicht vor. Das frohe

Lachen, der stets zufriedene Ausdruck, war daraus fortgewischt, zwischen den Augenbrauen saß ihm eine böse Falte und ein böser und harter Zug entstellte das runde Kinder Gesicht. Seine Mutter kam laut weinend aus der Kammer. „De Fenschel-Mutter soat, eiwendig sein de Gedärme zerrissa, dan is nischte nichts mehr zu mach'n. Der Herr Dukter hoat ihm Truppa gegahn, nu hoan de Schmerzen nachgelassa. Aber keen Mensch nich gleeht mers, wie ich mich schama muß, ach ne, ach ne, ne, rin inn a Ard-buda nein verkricha mecht ich mich!“

„Aber Beselten, was kann denn das arme Heinala dafür, daß es ihm so schlecht geht, da ist doch nichts dabei zu schämen? — Die Frau, die bis jetzt ununterbrochen laut geheult hatte, ließ die Schürze von den Augen sinken.

„Nischte dafür koan ar? Nu doas gnädge Frelen hoat wohl noch nich gehert, woas der Junge angestellt hat, aber ich wills Ihnen derzehlen, fast's Herze tuts mir abdrika, — ju, — ju . . . Heute ei der Friehe kimmt der Herr Paster vorbei und wie ar's von der Fenschel-Mutter hert, wies mit menem Jungla steht, kimmt ar zu ins ruff. Und ar saßt sich neber's Bett zum Heinala, — doa uff dem Stuhle hoat ar geseffa, — u doa rett ar a su schiene vum seligen Sterbestindlein und vom Himmelreich, — na a su schiene; ich hoab immerzu flenna müssen und zulast, wie ar schon gehn will, leit ar de Hand dem Heinala uff'n Rupp und froit a su recht eidringlich:

„Freust du dich auf das Himmelreich, mein Sohn?“ — Nä, wie ar doas a su fierbracht, a su ernst und feierlich, doas ging mer durchs Herz wie a Wasser. Und doa soat das Heinala, nä, er tuts ordentlich prilla, a su ganz verbuht:

„Nä garnich, ich maak nich ei'n ahlen tummen Himmel nein!“ —

Nu, so soat ar, — nä, woas hoab ich mich schama missen, nä, ich wußt mir bahle nich meh zu helfa, woas denkt sich nur der Herr Paster von mer, der hält ins ja fier Heidenleute, u ich geh doch Sunntig fier Sunntig ei de Rärche u das Heinala schid ich ei'n Kinder-Unterricht, weil de Frau Paster doch gar a su gutt zu ins is, — nu, nu, s's woahr, doas is Ihnen eine sälensgutte Frau, gemeen u niedertträchtig. A su 'nen schienen Unterrod hoat se mir zu Weihnachten geschenkt, wenn's gnädige Frelen mal sahn will“, . . .

Die Röcke wurden eilfertig gehoben. — „Was sagt denn der Herr Paster zum Heinala?“ Die Tränen brachen aufs Neue hervor.

„Ach der mocht sich wohl recht kränka, aber er war a su gutt und rettet dem Heinala a su gutt zu, aber mit dem woar nischte nichts meh anzufanga.“

Er soate ten einziges Wärtel, bis die Schmerzen wieder kamen, und doa hoat ar dann geprillt, doaf es einem Angst und bange wurde, — und jektleit ar a su doa, ganz verbust. „Ja „verboßt“ sah das Heinala allerdings aus, das war nicht zu leugnen. Als die Mutter das Zimmer verlassen hatte, um „eim Schippla a Wink Holz zu hol'n“, wandte er den Kopf nach mir hin.

„Und ich maak nich ei'n Himmel!“ stieß er ganz kampfeslustig hervor. „Der Herr Paster hoat mer immerzu davon derzahlt und doas woar nich schiene, woas ar soate. Doas woar a su, wie's eim Unterricht is, und er soate auch, wie ei der Rärche wär's eim Himmel, a su schien und feierlich, — aber doas is nich schien. Ei der Rärche und eim Rinder-Unterricht muß man immerzu stille sika und uffpassa und, wenns nu eim Himmel akurat a su is, und ich soll da in einem furt stille sika und uffpassa, — nä das maak ich nich, das maak ich nich . . .“

Und er fing an bitterlich zu weinen. „Ach Heinala“, sagte ich, „das hast du nur falsch verstanden. Es ist noch keins von uns im Himmel gewesen, aber wunderschön ist's da, das kannst du mir glauben; du wirst es da so gut haben und so froh sein, wie am Weihnachtsabend, wenn du zu uns ins „Schluß“ kommst. Paß auf, ich will dir ein Lied vom Himmelreich sagen:

„Im Himmel, im Himmel  
Sind der Freuden so viel,  
Da sitzen die Englein  
Und halten ihr Spiel.  
Sie singen und springen  
Und loben ihren Gott,  
Der Himmel und Erde erschaffen hat.

„Singa und springa“, — wiederholt das Heinala feierlich, „Baten Se mir's noch a Moal fier!“ — Der böse, trockige Ausdruck war von seinem Gesicht gewichen, als ich aber bei dem letzten Vers von der wunderschönen Stadt angelangt war, hob ein tiefer, trauriger Seufzer seine Brust.

„Ne Stoadt“, wiederholte er leise, „da hoats ne Anmeng Rärchen, doa muß ich dann doch nein und dann kann ich nie meh wieder

naus! — Seine großen, glänzenden Fieberaugen sahen mich flehend an. „Ich maak nich nein, nä, ich maak nich,“ rief er schluchzend. Was ich ihm auch alles sagen und versprechen mochte, er ließ sich nicht trösten. Sterben mußte er, das ließ er sich nicht ausreden, und in den Himmel wollte er nicht hinein, um keinen Preis. Endlich kam mir ein helfender Gedanke: „Wenn du mir versprichst jekt ganz brav und ruhig zu werden und die „Truppa“ einzunehmen, sagte ich zu ihm, will ich nachmittags wiederkommen und dir etwas mitbringen. Dann kannst du selbst sehen, wie schön es im Himmelreich ist!“

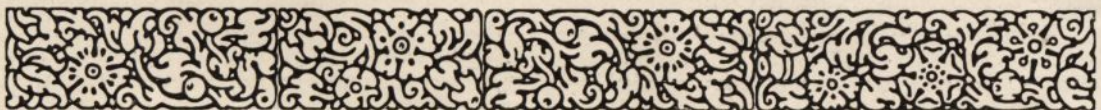
Mit großen, verlangenden Augen sah mir das Heinala entgegen, als ich zu ihm zurückkehrte. Es hatte grade einen heftigen Schmerzensanfall überstanden, ganz schwach und still lag es in den Kissen. Er konnte kaum mehr sprechen, aber er wandte keinen Blick von dem Bild in meinem Arm. Ich legte es ihm auf das schwere Federbett.

„Das ist ein Bild vom Himmelreich“, erklärte ich ihm, „siehst du die schönen Blumen und die herrliche Wiese? Und die Engel, wie sie mit den Menschen Ringel-Reihe spielen? Siehst du, wie sich alle freuen? — Das Heinala sah lange und aufmerksam darauf hin. „Wie in der Rärche is das nich!“ sagt er endlich mühsam, aber mit großer Befriedigung, es is a wink wie beim Rinderfest auf der Wiese bei'm Busch. — Darf ich da auch a su mit a Englan spielen, — kann ich auch a Moal a Purzelbäumla schießen auf der schienen Wiese?“ —

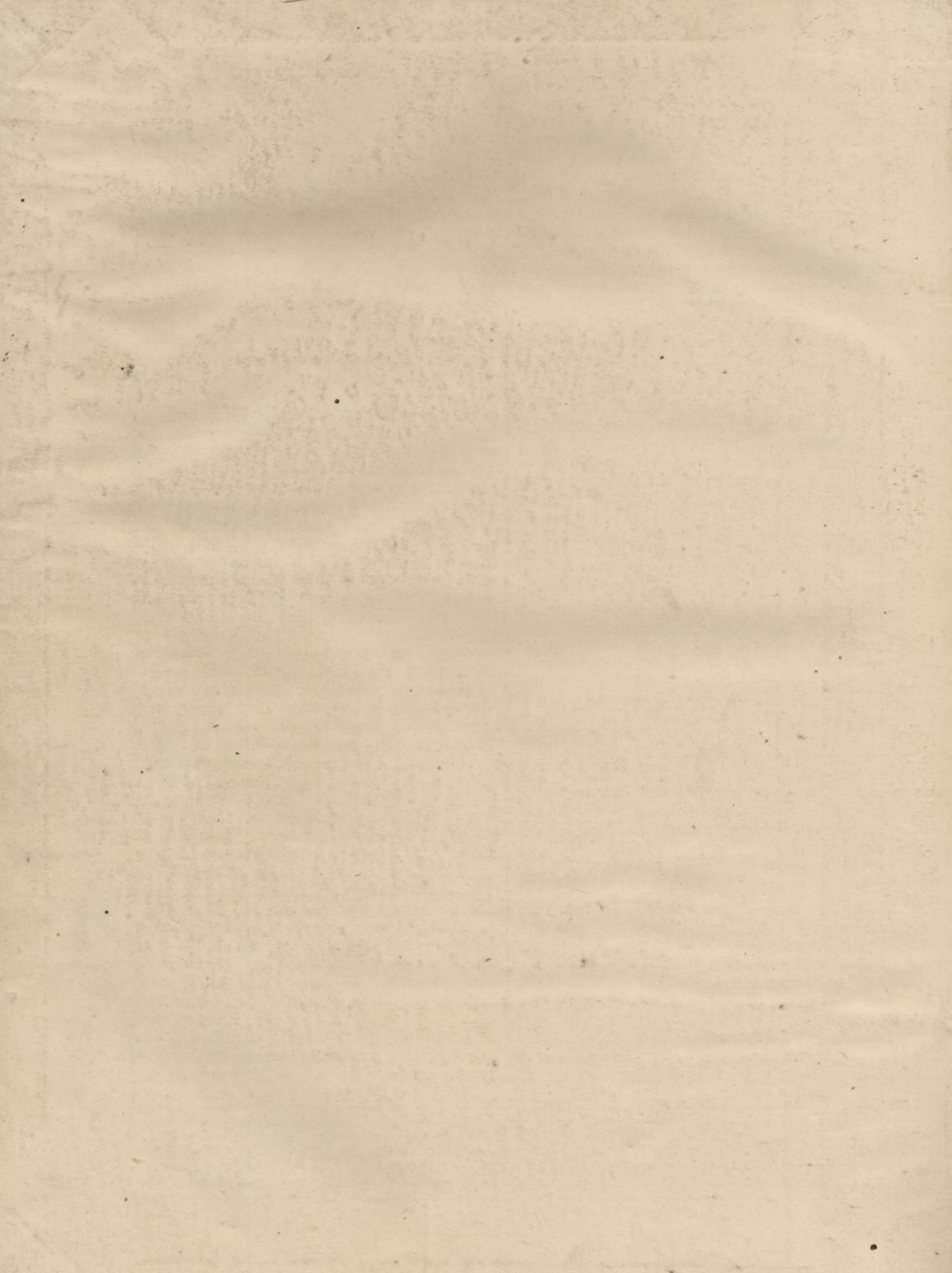
„Das darfst du gewiß!“ — Immer inniger und inniger schienen sich seine Augen fest zu saugen an dem buntfarbigen Bild, und da war es auch wieder das alte, sonnige Lachen, das dies kleine, unschöne Jungengesicht so wunderbar verklärte: „Wie beim Rinderfest“, sagt er noch einmal vor sich hin, „singa und springa. Ju, ju doa will ich mitte tun!“

Das Bild ist auf seinen Platz über meinem Schreibtisch zurückgekehrt. Das Heinala schläft auf dem Kirchhof. Wenn aber mein Blick auf den Freudenreigen der braunrockigen Mönche und der buntfarbigen Englein fällt, ist's mir als schaut mich aus ihrer Mitte ein sommersprossiges, glücklich lachendes Jungengesicht an und ich höre ein leises, frohes Stimmchen rufen:

„Singa und springa, da will ich mittetun!“









BIBLIOTEKA  
Politechniki Wrocławskiej

A 497411

№ 1908709